

Subversive Begriffe

Anti-essentialistische Begriffsbildung als paradigmatische Theorie-technik – und wo sie in der Gegenwart an Grenzen stößt¹

Zusammenfassung: Begriffe sind keine passiven Werkzeuge wissenschaftlicher Erkenntnis, ihnen wohnt eine Tendenz zur Essentialisierung inne. Gegenwärtige Überlegungen zur Praxis soziologischer Theoriebildung (Stichwort *Theorizing*) blenden diese epistemische Gefahr des Begriffsgebrauchs aus, obwohl sie das Bezugsproblem einer der einflussreichsten Theorieströmungen der letzten Jahrzehnte darstellt: der *anti-essentialistischen Theorien* (aeT). Solche Theorien – zu denen sich etwa poststrukturalistische, pragmatistische, relationale und neo-materialistische Ansätze zählen lassen – unterscheiden sich zwar *inhaltlich* teilweise deutlich. Sie konvergieren jedoch, wo sie mit *theorietechnischen* Mitteln zu verhindern versuchen, dass Theoriesprachen sich selbst zum Erkenntnishindernis werden. AeT eint damit der Versuch, die Subversion bestehender Denkweisen – eigene Begriffe eingeschlossen – auf Dauer zu stellen. Entlang eines Vergleichs theoretischer Schlüsselwerke werden drei zentrale Techniken anti-essentialistischer Begriffsbildung herausgearbeitet: *Dichotomie-Demontage*, *Dislokation formaler Logik* und *ontologische Amorphisierung*. Abschließend wird diskutiert, wo das anti-essentialistische Paradigma der Theoriebildung an Grenzen stößt: Nämlich dort, wo sich – etwa im Kontext autoritärer Kippbewegungen oder postfaktischer Dynamiken – neue gesellschaftliche Bezugsprobleme aufdrängen, die andere theoretische Mittel erforderlich machen.

Schlüsselwörter: Anti-Essentialismus, Theorizing, epistemische Praxis, Subversionsfunktion, Theorie-technik, Bezugsproblem

Subversive Concepts

Anti-essentialist concept formation as a paradigmatic technique of theorizing – and its contemporary limits

Abstract: Concepts are not passive tools of scientific knowledge; they carry an inherent tendency toward essentialization. Current debates on the practice of sociological theory-building (keyword: *theorizing*) largely ignore this epistemic risk of conceptual usage – despite the fact that it constitutes the core problem for one of the most influential theoretical paradigms of recent decades: anti-essentialist the-

1 Gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) – Projektnummer 443532822. Das DFG-Projekt „Kritik anti-essentialistischer Soziologie“ untersuchte den Einfluss aktueller Theorie- und Denkformen im gesellschaftlichen Ringen um Fakten und Wahrheit.

ories (aeT). This heterogeneous group of approaches – including poststructuralist, pragmatist, relational, and neo-materialist strands – differs in content but converges in its *technical* effort to prevent theoretical languages from becoming epistemic obstacles. What unites aeT is the attempt to institutionalize the subversion of dominant ways of thinking through specific techniques of theorizing. Based on a comparative analysis of key theoretical texts, the article reconstructs three central techniques of anti-essentialist concept formation: *dismantling of dichotomies*, *dislocation of formal logic*, and *ontological amorphization*. Finally, the article reflects on the limits of the anti-essentialist paradigm – limits that become apparent where new societal problem constellations emerge (e.g., authoritarian shifts or post-truth dynamics) which call for different theoretical tools.

Keywords: anti-essentialism, theorizing, epistemic practice, theoretical subversion, theory technique, reference problem

1. Einleitung²

Quasi von Beginn an ist Soziologie eine multiparadigmatische Wissenschaft, seit einiger Zeit ist sie es auch ihrem Selbstverständnis nach (z.B. Schüle 2017). Dass im Fach immer wieder metatheoretische Debatten Konjunktur haben, die versuchen, die Varianz von Theorie zu ordnen und zu erklären, kann entsprechend wenig verwundern. Zu denken wäre etwa an Versuche, solche Varianz *zeitlich-sozial* zu erklären, nämlich über die Zeit- und Standpunktgebundenheit von Theorie. Noch präsenter sind sicherlich Versuche, welche die theoretische Varianz *sachlich*, entlang ähnlicher Inhalte sortiert sehen. Mit dem Aufkeimen der „Theorizing“-Debatte (Swedberg 2014b) gewinnt nun in jüngster Zeit die metatheoretische Frage nach der *technischen* Kontinuität über verschiedene theoretische Ansätze und Theorieschulen hinweg an Bedeutung (Farzin et al. 2024, S. 135) – gefährdet wird nach distinkten Typen (z.B. Abend 2008) oder Modi (z.B. Büttner 2024) des Theoretisierens, die sich systematisch in ihrer Art und Weise der Begriffsbildung, der Konstruktion von Aussagen und der Mechanik der Erklärung unterscheiden. Auffällig ist dabei allerdings: Eine besonders wirkmächtige Theorieströmung der letzten Jahrzehnte, spätestens seit den 1990er Jahren, wird in solchen Überlegungen zum Theorizing weitgehend ausgeklammert. Gemeint sind diejenigen Theorien, die heute insbesondere von ihren Kritiker:innen gerne als ‚postmoderne Theorien‘ vergemeinschaftet werden (z.B. McIntyre 2018, 123ff.). Da aus meiner Sicht die zentrale

2 Dank für sehr hilfreiche Rückmeldungen zum Text geht an meine beiden Mitarbeiter im DFG-Projekt, Felix Kronau und Jakob Zey, an meine beiden Herausgeberkollegen Fabian Anicker und Thomas Kern, an die Teilnehmenden am Soziologischen Kolloquium an der UniBw München, insbesondere an Elena Beregow und Sina Farzin, außerdem an meine UniBw-Kollegin Verena Wirtz, ebenso an die Teilnehmenden am Soziologischen Kolloquium an der Universität Erlangen-Nürnberg im Januar 2025, stellvertretend an Silke Steets, sowie an die beiden anonymen Gutachter:innen.

Gemeinsamkeit zwischen diesen Theorien nicht so sehr auf gesellschaftsdiagnostischer – Stichwort: ‚Postmoderne‘ – sondern eben auf theorietechnischer Ebene zu finden ist, werde ich im Folgenden in Anschluss an Richard Rorty (z.B. Rorty 1980, S. 721) einen diesbezüglich adäquateren Begriff nutzen: *anti-essentialistische Theorien* (aeT) (vgl. Brichzin/Kronau 2024).

Dieser Aufsatz ist den aeT gewidmet, insbesondere anti-essentialistischen Formen der Begriffsbildung. Damit geht es mir in erster Linie darum zu zeigen, dass das so angesprochene, auf den ersten Blick sehr heterogen wirkende Theoriekonglomerat – aus poststrukturalistischen, pragmatistischen, feministischen, neo-materialistischen usw. Theorien – tatsächlich auf *theorietechnischer* Ebene in einer Weise konvergiert, die bisher im Theorizing-Diskurs nicht vorkommt. Im Folgenden werde ich drei spezifische Prinzipien anti-essentialistischer Theorie- bzw. Begriffsbildung herausarbeiten, die ich als Dichotomie-Demontage, Dislokation formaler Logik und ontologische Amorphisierung bezeichne. Dass diese spezifische Spielart der Theoriebildung, die sich gerade durch eine kritische Reflexion des Begriffsgebrauchs, ja, durch ein fundamentales „Unbehagen an der Kategorie“ (Haag 2003) auszeichnet, in den oben angesprochenen meta-theoretischen Debatten von heute ausgespart wird, halte ich für ein Problem.

Prominente Beiträge zum Theorizing-Diskurs mögen mitunter den Eindruck erwecken, bei der Entwicklung soziologischer Begriffe handle es sich um ein durchweg heiteres Geschehen (Swedberg 2014a, 18f.) und man könne hier recht unbedarft in jenem Begriffe-Reigen tanzen, den man in bewusst naiv-explorativer Haltung dem empirischen Material ab-assoziert hat. Dadurch wird aber die andere, die ‚dunkle Seite‘ der Begriffsverwendung vollständig ausgeblendet: ihre potentiell ausschließende, gegenstandsverzerrende, erkenntnisbehindernde Wirkung (z.B. Derrida 2016; Foucault 2008), mit anderen Worten: ihre Wirkung als *Essentialisierungsgeneratoren*, verstehen wir unter Essentialisierung den epistemischen Prozess der Vereindeutigung und des Absolutsetzens selektiver Aspekte von Wirklichkeit. Diese Wirkung steht für aeT genauso im Zentrum der Aufmerksamkeit wie der Versuch, sie zu unterlaufen, ja: zu subvertieren.

Für aeT spielt die *Subversionsfunktion von Theorie* – also deren Vermögen, bestehende Sichtweisen zu unterlaufen, möglicherweise auszuhebeln, jedenfalls sie als kontingent in Erscheinung treten zu lassen – eine herausragende Rolle. Im klassischen Theorieverständnis wird diese Funktion tendenziell marginalisiert, für den Theorizing-Diskurs gilt das ebenso – in Gabriel Abends vielzitiierter Theorie-Typologie beispielsweise klingen eher theoretische Leistungen wie Ordnung, Erklärung und Evaluation an, Subversion dagegen gar nicht (Abend 2008). Die Bedeutung der Subversionsfunktion für aeT erklärt sich aus ihrer Genese: Nicht nur sind sie aus der historischen Einsicht geboren, dass sich jede ‚Wahrheit‘ – und sei sie noch so allgemein anerkannt – im Nachhinein als überholt erweisen kann (vgl. z.B. Foucault 2009: 100; Rorty 1994: 34). Vor allem reagieren sie auf die Feststellung,

dass die Überwindung falscher Vorstellungen häufig gerade (auch) an den Theorien scheitert, die sie zuallererst hervorgebracht haben (vgl. z.B. Horkheimer 1992; Lyotard 1979: 92). Aus dieser Perspektive können wissenschaftlicher Erkenntnis größte Gefahren nicht nur von ‚außen‘ entgegenschlagen, also von Wissenschaftsfeind:innen und anderen sinisternen Zeitgenoss:innen. Auch von ‚innen‘ ist das möglich, sozusagen von sich selbst her, von den eigenen Theorien und Kategorien, die starr und fix und so zum Erkenntnishindernis zu werden drohen. Deshalb ist es falsch, ‚postmodernen‘ Theorien Wahrheitszersetzung als Ziel vorzuwerfen (McIntyre 2018: 127) – ihr Geschäft ist die Subversion etablierter Denkweisen zu Erkenntniszwecken. Und deshalb ist es aeT um die Entwicklung einer völlig anderen Art von Theoriebildung zu tun, die auch der Theorizing-Diskurs abbilden können sollte: Theorie, die so gebaut ist, dass sie nicht nur die theoretischen Fixierungen der anderen entlarvt, sondern auch ihrer eigenen Erstarrung entgegenwirkt; Theorie mit Frostschutzmittel, wenn man so will.

AeT eint entsprechend zwar nicht ein gegenstandsbezogen-sachliches, aber durchaus ein wissenschaftstheoretisch-technisches Bezugsproblem, und in diesem Sinne begreife ich sie als Paradigma. Gemeint ist das Problem, dass jeder theoretisch-begrifflichen Festlegung (unabhängig von ihrem Inhalt) das Potential innewohnt, zu essentialisieren, also zum Erkenntnishindernis zu werden. In diesem Aufsatz geht es mir vor allem darum zu zeigen, wie aeT genau dieses Problem mit theorietechnischen Mitteln zu lösen versuchen. Dazu unternehme ich einen Theorievergleich (Anicker 2020), genauer: einen Vergleich, der sich vor allem auf 10 anti-essentialistische Schlüsselwerke konzentriert; mein Vorgehen dabei skizziere ich in Abschnitt 2. In Abschnitt 3 stelle ich auf Niklas Luhmanns Umgang mit Begriffen in *Soziale Systeme* (Luhmann 1987) als Kontrastfall scharf, vor dessen Hintergrund die spezifisch anti-essentialistischen Theorietechniken deutlich sichtbar werden. In Abschnitt 4 werden die oben bereits genannten Prinzipien anti-essentialistischer Theorie- bzw. Begriffsbildung – Dichotomie-Demontage, Dislokation formaler Logik, Ontologische Amorphisierung – im Einzelnen vorgestellt. Der Aufsatz endet mit Abschnitt 5 – hier wechsele ich abschließend von der technisch-sachlichen zur zeitlich-sozialen Perspektive auf theoretische Varianz und reflektiere die Grenzen, an welche dieses so oft für seine vermeintliche Wahrheitszersetzung gescholtene Paradigma in der Gegenwart tatsächlich stößt.

Es war im Übrigen genau jene gegenwärtig virulente Frage nach der gesellschaftlichen Bedeutung von Wahrheit, die mich überhaupt zu dem skizzierten Vorhaben motiviert hat. Selbst anti-essentialistisch sozialisiert, fand ich mich – fasziniert von Debatten um den politischen Gebrauch von Falschaussagen (Stichwort ‚Postfaktizität‘) und neue Möglichkeiten der Faktensimulation im KI-Zeitalter – mit dem Rätsel konfrontiert: Wie die soziopolitische Relevanz faktischer Falschaussagen analysieren, wenn sich ‚wahr‘ und ‚falsch‘ nur als gesellschaftliche Konstruktionen fassen lassen? Nun hätte ich den naheliegenden Weg wählen und mich angesichts dieses Problems einfach nach anderen, passenderen theoretischen Mitteln umsehen

können. Stattdessen habe ich mich in der Folge in eine theoretische Grundsatzinvestur hineingesteigert, deren Ergebnis hier zu lesen ist. Der folgende Text ist in diesem Sinne eine von der Position der Sympathisantin aus angestellte Theoriereflexion, die ihren bisher präferierten Denkstil einer Prüfung auf Möglichkeiten und Grenzen unterzieht. Am Ende steht, so viel sei schon einmal vorweggenommen, eine (wiederum zutiefst anti-essentialistisch ermöglichte!) narzisstische Kränkung: nämlich die Einsicht in die Problemabhängigkeit und damit Nicht-Universalität der eigenen Theorieperspektive.

2. Anti-essentialistische Theorie theoretisieren

Wie bildet man wissenschaftliche Begriffe, wenn man Begriffe für ein grundsätzliches, Erkenntnisverzerrungen verursachendes Problem hält? Die reflexiv-kritische Wende auf Sprache im Allgemeinen und Begriffe im Speziellen ist natürlich kein neues Phänomen. Der Begriff des Essentialismus selbst lässt sich beispielsweise auf den mittelalterlichen Universalienstreit zurückführen: Als ‚Essentialisten‘ bzw. ‚Nominalisten‘ galten die Kontrahent(:inn)en in einer Kontroverse, die sich um die Frage nach dem Wirklichkeitsstatus bestimmter (theologischer) Begriffe drehte (Srowig 2008). Für die neuzeitliche Dezentrierung von Begriffen waren hingegen Immanuel Kant und GWF Hegel prägend – Kants Betrachtungen führen, sehr grob gesagt, zu einer Epistemisierung, die Hegel’schen zu einer Historisierung des Begrifflichen. Im 20. Jahrhundert stellt sich ein Bewusstsein für die *konstitutive* Bedeutung des Sprachlichen mit dem *linguistic turn* ein, also die Überzeugung: „that language is the constitutive agent of human consciousness and the social production of meaning“ (Spiegel 2009: 1). In den 1960er Jahren wird diese Entwicklung von Richard Rorty zunächst mit Blick auf die analytische Philosophie diagnostiziert (Bergmann 1992; Rorty 1992), in der Folge wird sie dann breit in den Sozialwissenschaften – über sehr unterschiedliche theoretische Zugänge hinweg (vgl. Surkis 2012) – beobachtet.³ Sprache (und damit auch Theorie) wird also als formative Kraft begriffen (siehe auch Henry 1995: 636) – Bedingung dafür, auch ihre begrenzende, ihr einschränkende, ihre die Wirklichkeit festschreibende Wirkung zu sehen. Auf genau jene Wirkung stellen in dieser Zeit bereits etwa Michel Foucault und Jacques Derrida scharf (vgl. Foucault 2008: 96ff.; Derrida 1974), die als frühe Gründerfiguren anti-essentialistischen Denkens gelten können.

Einer der Meilensteine anti-essentialistischer Theorieentwicklung ist Judith Butlers 1990 erschienenes Buch *Das Unbehagen der Geschlechter*. Es markiert ziemlich genau die Schwelle zur in den 1990er Jahren sich etablierenden Dominanz anti-essentialistischer Ansätze in vielen sozialwissenschaftlichen Theoriediskussionen (z.B. Kraus 2018; Brichzin/Kronau 2024). Dass ein solcher Meilenstein aus dem

- 3 Neben poststrukturalistischen Ansätzen und ihren strukturalistischen Vorläufern, insbesondere Ferdinand de Saussure, war das zuallererst die analytische Philosophie im Anschluss an Ludwig Wittgenstein, später dann insbesondere Ansätze, die auf kommunikatives Handeln scharf stellen, insbesondere von Jürgen Habermas.

Kontext feministischer Forschung stammt, ist im Übrigen kein Zufall. Selten wird schließlich die Relevanz des Ringens mit der Begriffsförmigkeit des Denkens so plastisch wie am Beispiel der kategorisch-dichotom organisierten Geschlechterkategorien. Schon seit den 1970er Jahren hatten sich feministische Theorien darum verdient gemacht, den problematischen Nexus in den Blick zu nehmen, der zwischen der Nutzung von Begriffen und der Zuschreibung überzeitlicher Wesenseigenschaften bzw. ‚Essenzen‘ besteht (z.B. Benhabib 1995): Die Kategorie ‚Frau‘ fixiert nicht nur bereits bestehende Vorstellungen des wesenhaft Weiblichen, sie leistet eben auch aktiv einem Denken entlang von Wesenzuschreibungen Vorschub, indem sie etwas als vermeintlich unproblematische, präformierte Einheit adressiert, das in Wirklichkeit weder in dieser Kategorie aufgeht noch adäquat von ihr repräsentiert wird (vgl. Butler 2021: 170). Doch das Problem ist kein Problem des je konkreten Begriffs – in diesem Falle des Begriffs der ‚Frau‘. Es lässt sich daher auch nicht lösen, ersetzt man ‚Frau‘ schlicht durch eine neue, andere und anders gelagerte Kategorie. Die Bedeutung, die diese Debatten und die Versuche der de-essentialisierenden Verflüssigung von Geschlechterkategorien bis heute haben, lässt sich nicht zuletzt an den gesellschaftspolitischen Kämpfen ablesen, die dazu auch gegenwärtig noch ausgefochten werden (Villa/Hark 2015).

Feministische Theorien sind allerdings nur ein (in ihrer Bedeutung gerne unterschätztes) Beispiel für aeT. Inhaltlich ist das anti-essentialistische Paradigma, wie einleitend angedeutet, heterogen: neben feministischen umgreift es prominent etwa poststrukturalistische, pragmatistische oder neo-materialistische Theorien. Mögen sich auch Vertreter:innen des „material turn“ (Hoppe und Lipp 2017), um ein Beispiel zu nennen, inhaltlich von sprach- und textzentrierten Konstruktivismen (etwa von poststrukturalistischen Ansätzen) abgrenzen – prominent nennen lassen sich hier etwa Donna Haraway und Bruno Latour –, mögen sie sich zumindest teilweise als „postkonstruktivistisch“ (Gertenbach 2019) begreifen, theorietechnisch konvergieren sie. Überhaupt, Anti-Essentialismus steht nicht synonym für Konstruktivismus: Die Einsicht in die Gemachtheit von (menschlicher) Wirklichkeit bzw. von entsprechenden Wirklichkeitsvorstellungen hat für aeT nicht nur *inhaltliche* Konsequenzen im Sinne der Notwendigkeit einer theoretischen Neubeschreibung des Sozialen⁴ – sie ist zugleich grundlegend *technischer* Art, es geraten also die theoretischen Mittel in den Blick, die für eine solche (subversive) Neubeschreibung eingesetzt werden, mithin die Art und Weise, *wie* Theorie gebildet wird. Die anti-essentialistische Grundvermutung lautet dabei: Theorie, die im ständigen Bewusstsein

4 Ein Beispiel für eine solche auf das Inhaltliche beschränkten Variante wäre etwa der Klassiker „Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit“ (Berger/Luckmann 2018), in dem sich Peter Berger und Thomas Luckmann vor dem Hintergrund der konstruktivistischen Einsicht an eine theoretische Neubestimmung mit weitgehend bewährten theoretischen Mitteln machen: mithilfe von Begriffstriaden (z.B. Internalisierung – Externalisierung – Objektivation), von Typologien (z.B. primäre vs. sekundäre Sozialisation), und von auf Kohärenz ausgelegten begrifflichen Feldern wird versucht, eine bisher falsch verstandene soziale Wirklichkeit neu zu beschreiben.

des Risikos ihrer eigenen Essentialisierung angelegt ist – ein Risiko, das übrigens nicht nur soziologisch, sondern auch sozialpsychologisch gut untersucht ist⁵ –, muss völlig anders funktionieren als bisherige Theorie.

Aber wie? Wie muss derartige Theorie funktionieren? Der Anschluss an den maßgeblich von Richard Swedberg geprägten Theorizing-Diskurs hilft, um diese Frage bearbeitbar zu machen. Denn aus dieser Perspektive erscheint Theorie weniger als das Produkt exzeptionell-genialer Geistestätigkeit, denn als handfest-profanes, aktiv hervorgebrachtes Produkt sozialer Praxis (Swedberg 2014a) – in diesem Sinne schließt der Theorizing-Diskurs an den „practice turn“ mit seiner charakteristischen Hinwendung zu Wie-Fragen des konkreten Gemachtseins („doing“) an (vgl. Schatzki 1996). Die Praxis der Theoriebildung wird aus dieser Perspektive zum (Kunst-)Handwerk und Theorie selbst zur Konstruktion, die technisch durchschaut werden kann. Der Blick auf Techniken „entlastet“ dabei von der Reflexion auf „Sinnverweisungen“ (Luhmann 1969: 130), im Bereich der Theorie heißt das: von Überlegungen zur inhaltlichen Adäquanz theoretischer Festlegungen. An die Stelle der argumentativ-inhaltlichen Auseinandersetzung mit Theorie tritt also eine stärker formal-technische, und auf genau dieser Ebene wird Anti-Essentialismus als Paradigma sichtbar. Unter Techniken der Theoriebildung lässt sich entsprechend die Gesamtheit der sprachlichen Mittel verstehen, die eingesetzt werden, um das sprachliche Modell eines Bereichs sozialer Wirklichkeit zu erzeugen. Begriffe spielen dabei – neben etwa Formen ihrer Relationierung und der Bildung von Aussagen, auf die ich hier allerdings nicht gesondert eingehen werde – eine herausragende Rolle (z.B. Swedberg 2014a: 14).

Zur Rekonstruktion anti-essentialistischer Theorietechniken schließe ich an Fabian Anickers Überlegungen zu problemzentrierten Theorievergleichen an (Anicker 2020). Auch Anicker interessiert sich dabei – früheren Ansätzen des Theorievergleichs entgegen (Hondrich/Matthes 1978) – vor allem für die technische Seite der Theoriekonstruktion und verortet seine Überlegungen damit im Theorizing-Diskurs. Im Unterschied aber etwa zu Swedberg betont Anicker die theoriebildende Bedeutung der Auseinandersetzung nicht nur mit Empirie (Swedberg 2014a: 2), sondern eben insbesondere mit etablierter Theorie: erst in Verortung und Abgren-

- 5 Verschiedenen Strängen sozialpsychologischer Forschung lassen sich Einsichten zu Essentialisierungstendenzen menschlicher Wahrnehmung und Informationsverarbeitung entnehmen. Unmittelbar zeigen etwa Studien zum „psychologischen Essentialismus“ (Medin/Ortony 1989), dass Menschen regelmäßig bestimmte soziale Kategorien im Sinne essentieller Kategorien verstehen (z.B. Haslam/Rothschild 2000). Dieses Ergebnis kann durch Forschung etwa zu Gruppenbildungsprozessen (z.B. Tajfel et al. 1971) oder Stereotypisierung gestützt werden (für einen Überblick, siehe Fiske/Taylor 2013). Allgemeiner lässt sich die kognitive Disposition zur Essentialisierung aber auch aus vielen weiteren sozialpsychologischen Forschungsfeldern ableiten. So neigen Menschen beispielsweise dazu, an einmal gefundenen Deutungen und Erklärungen festzuhalten (z.B. Anderson et al. 1980), und sie wählen Informationen im Sinne der Bestätigung bereits bestehender Überzeugungen aus (Stichwort ‚confirmation bias‘; z.B. Kunda 1990).

zung zu anderen Theorieperspektiven konstituiert sich die spezifische Leistung der eigenen, und genau darauf können Theorievergleiche scharf stellen (Anicker 2020: 572). Das gilt auch für aeT: Ihren spezifischen Einsatzpunkt entdecken sie dort, wo es anderen theoretischen Macharten nicht gelingt, die Essentialisierungstendenzen der eigenen Formulierungen zu reflektieren und in Schach zu halten. Ihr gemeinsames Bezugsproblem ist die Frage, wie genau das theorietechnisch erreicht werden kann.

Ich argumentiere, dass sich über jene geteilte Problemstellung eine Konvergenz auf der Ebene der Theorietechnik herausarbeiten lässt, die quer liegt zu inhaltlich teilweise prononcierten Divergenzen. Es geht also nicht um die Behauptung, die verschiedenen, unter dem Begriff der aeT versammelten Theorierichtungen wären ‚alle irgendwie gleich‘, man habe es hier mit einer generellen theoretischen Homogenität zu tun. Stattdessen geht es um die viel spezifischere, aber dennoch weitreichende These einer *theorietechnischen Konvergenz*. Um diese zu zeigen, werden folgende zehn Texte, die ich (vor dem Hintergrund einer selbstverständlich sehr viel breiteren Literaturbasis) als Schlüsseltexte der aeT lese, problemzentriert miteinander verglichen. Diese zehn Texte wurden nach Kriterien der Bekanntheit, der theoretischen Breite und der gegenwärtigen Relevanz ausgewählt. Ein Anspruch auf Exklusivität besteht dabei nicht (es lassen sich sicherlich noch weitere Texte als entsprechende Schlüsselwerke interpretieren), jedoch durchaus der Anspruch, dass die gewählten Texte repräsentativ stehen können für Grundtendenzen anti-essentialistischer Techniken des Theoretisierens. In der folgenden Tabelle finden sich die eingehend analysierten Texte aufgelistet:

Autor:innen	Erstpublikation	Titel
Michel Foucault	1966	Die Ordnung der Dinge
Jacques Derrida	1967	Schrift und Differenz
Gilles Deleuze & Félix Guattari	1976	Rhizom
Ernesto Laclau & Chantal Mouffe	1985	Hegemony and Socialist Strategy. Towards a Radical Democratic Politics
Richard Rorty	1989	Kontingenz, Ironie und Solidarität
Judith Butler	1990	Das Unbehagen der Geschlechter
Mustafa Emirbayer	1997	Manifesto for a Relational Sociology
Mustafa Emirbayer & Ann Mische	1998	What is Agency?
Bruno Latour	2005	Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft
Donna Haraway	2016	Staying with the Trouble: Making Kin in the Chthulucene

Der Blick auf die Erscheinungsjahre in dieser Liste ruft nochmals ins Gedächtnis, was bereits zu Beginn dieses Abschnitts angeklungen ist: dass sich aeT in einer bestimmten Zeit und über eine bestimmte Zeit hinweg herausgebildet haben. Erste Ansätze entstehen in den 1960er Jahren (also zur Zeit der ersten Diagnosen des „linguistic turn“), Fahrt nimmt die Entwicklung in den 1970er und -80er Jahren auf, bis sie sich in den 1990er bis 2000er Jahren stabil etablieren. Während Anicker offen lässt, woher eigentlich die Bezugsprobleme kommen, die sich dem Theorievergleich zugrunde legen lassen – entspringen sie etwa selbstevident dem objektiven Repertoire systematischer Theoriearbeit? –, macht der Blick auf die Entwicklung von aeT darauf aufmerksam, dass die Emergenz bestimmter Fragen als virulente wissenschaftliche Bezugsprobleme historisch situiert ist (Kuhn 1962). Auch bei Swedberg wird ausgeklammert, wie die Tätigkeit des Theoretisierens nicht nur durch die je individuelle Fähigkeit und Kreativität der Theoretisierenden begrenzt (Swedberg 2014a: 2), sondern auch durch ihre spezifische Gesellschaftsgebundenheit geprägt und ausgerichtet wird (z.B. Alexander 1987: 1f.). Während die folgenden beiden Abschnitte drei und vier dem Ziel gewidmet sind, entlang des skizzierten Bezugsproblems überhaupt erst einmal Techniken anti-essentialistischer Begriffsbildung herauszuarbeiten, wird im fünften Abschnitt mit der Frage nach den Grenzen von aeT zugleich die Frage der Zeitgebundenheit von Bezugsproblemen in den Vordergrund rücken.

3. ‚Worst practice‘, anti-essentialistisch gesehen: die Luhmann’sche Systemtheorie als Beispiel

Würde man aeT rein nach der Verve bestimmen, mit der nach einer ganz neuen Art der Theoriebildung verlangt wird, so wäre die Luhmann’sche Systemtheorie – mit ihrer vehementen Forderung, soziologische Theorie der Gegenwart müsse systematisch anders funktionieren als bisherige, „alteuropäische“ (ebd.: 108) Theorie – ein heißer (bzw. kalter; Beregow 2021: 201) Kandidat. Tatsächlich hatte Niklas Luhmann stets großes Interesse an der technischen Seite der Theoriebildung, an „Theorietechnik“ (ebd.: 163) im obigen Sinne, bzw. an „Prinzip[ien] der Theoriekonstruktion“ (Luhmann 1969: 140). Ist in dieser reflexiven Zuwendung zu theorietechnischen Fragen nicht bereits die Nähe zu anti-essentialistischen Ansätzen angelegt?

Von dieser These war ich ausgegangen, weshalb ich zunächst auch Luhmanns Hauptwerk „Soziale Systeme“ (1987) in die Analyse mit aufgenommen hatte. Tatsächlich ist die Systemtheorie ja auch konsequent konstruktivistisch angelegt und lehnt damit ontologisches Substanzendenken bzw. theoretische „Dingmetaphorik“ (Luhmann 1987: 193) ebenso ab wie die Vorstellung, gesellschaftliches So-Sein ließe sich ein für alle Mal in Theorie festschreiben. Doch die Konsequenzen, die Luhmann aus der konstruktivistischen Einsicht zieht, sind gerade nicht anti-essentialistisch. Wo aeT von der Einsicht in die fehlende Festschreibbarkeit von (sozialer) Wirklichkeit auf Versuche theoretischer Festschreibung als Problem an

sich schließen, reagiert Luhmann in gewissem Sinne viel traditioneller (um nicht zu sagen, ‚alteuropäischer‘). Er stellt fest: Bisherige Theoriemodelle werden den neuen Einsichten in den Konstruktionscharakter von Wirklichkeit nicht gerecht, also braucht es eben bessere, der Wirklichkeit adäquatere Modelle.

Wie bisher gilt also: *Falsche* Theorie ist das Problem, nicht Theorie an sich. Für Luhmann stellt sich nicht die Frage, wie erkenntnisbehindernde Essentialisierung der eigenen Theorie *technisch* zu vermeiden wäre – *inhaltlich* weist er ja immer wieder explizit darauf hin, dass auch andere Formen der Theoriebildung denkbar wären (wenn sie auch vermutlich seiner Systemtheorie ziemlich ähnlich sein müssten; Luhmann 1987: 11) –, für ihn ist also das anti-essentialistische Bezugsproblem nicht systematisch relevant. Stattdessen steht die Frage im Vordergrund: Wie lässt sich dem Nachdenken über eine von Kontingenz geprägte Wirklichkeit eine feste theoretische Form geben (und so Erkenntnis dennoch ermöglichen), wie lässt sich die Konstruiertheit von Wirklichkeit in eine bestimmte Theoriesprache übersetzen? Mit den Lösungen, die Luhmann für dieses Bezugsproblem findet, tritt seine Theorieanlage technisch gesehen in Kontrast mit aeT. Drei aus anti-essentialistischer Sicht problematische Merkmale sind dabei besonders hervorzuheben, sie machen die Luhmann'sche Systemtheorie zum Prototyp einer Art von Theorie, gegen die sich anti-essentialistisches Denken wendet. Im Folgenden stelle ich diese Merkmale knapp dar.

Klar ist für Luhmann, wie gesagt: Sein Bezugsproblem lässt sich nur mit einer neuartigen Theoriekonstruktion lösen, durch ein ganz „andersartiges Theoriedesign“ (Luhmann 1987: 11). An die Stelle einer bloß ziellos „schäumenden“ (ebd.) Disziplin, wie es die Soziologie aus seiner Sicht ist, die „ohne klaren Duktus Komplexität ansammelt“ (ebd.), soll die *organisierte Komplexität* der eigenen systemtheoretischen Denkweise treten (ebd.: 46). Der Aufbau derart organisierter Komplexität soll möglich werden, indem die Systemtheorie konsequent als „selbsttragende Konstruktion“ (ebd.: 11) angelegt wird, *Selbstreferentialität* wird so zum zentralen Konstruktionsprinzip erhoben. Die Theorie sucht ihren Halt also nicht mehr vergeblich in der ungeordneten Komplexität einer letztlich unerreichbaren Wirklichkeit, sondern in der internen Absicherung, in der relationalen Aussteifung einer in sich stringenten Argumentation. Bezeichnenderweise wählt Luhmann die Metapher der „Architektur“ (ebd.: 354), um diese Art der Theoriebildung zu charakterisieren. Damit mögen Konnotationen einhergehen wie: eine sorgfältige und sorgfältig informierte Planung, ein kompetenter Umgang mit den Erfordernissen der Statik, die Berücksichtigung des Zusammenspiels von Form und Funktion. Vor allem aber stellt man sich wohl, hört man den Begriff der Architektur, ein stabiles, beständiges Gebäude höheren Differenzierungsgrades (eine einfache Hütte wird wohl nur selten mit diesem Begriff geadelt) vor. Theorie als stabile und haltbare Konstruktion – ein solcher *Architekturcharakter von Theorie* muss anti-essentialistischem Denken als ausgesprochenes Epizentrum von Prozessen der Essentialisierung, der Fixierung von

Denk- und Betrachtungsweisen, vorkommen. Er ist damit das erste der drei angesprochenen, anti-essentialistisch gesehen problematischen Merkmale von Theorie.

Ist die Theorie ein architektonisches Gebäude, sind Begriffe dessen Bausteine. Tatsächlich stehen Begriffe für Luhmann im Zentrum der Aufmerksamkeit der Theoriebildung – wie anders lässt sich Komplexität einfangen und organisieren, wenn nicht in der konsequenten Akkumulation und systematischen Relationierung der theoretisch eingesetzten Begriffe (Luhmann 1987: 12)? Steigerung der theoretischen Verarbeitungskapazitäten für Komplexität bedeutet für ihn zugleich Komplexitätssteigerung auf der Ebene der Begriffsverhältnisse. Luhmanns Strategie ist also, „die Zahl der benutzten Begriffe zu erhöhen und sie mit Bezug aufeinander zu bestimmen“ (ebd.). Möchte man nicht „zurückkatapultiert“ (ebd.: 298) werden in „alte, ewig unfruchtbare, ideologisch besetzte“ (ebd.) Debatten, müsse man sich, so Luhmann, gemessen an den bisherigen Theoriebildungsformen, ungewöhnlich „intrikate Begriffsverhältnisse“ (ebd.: 661) zumuten. Diese könnten allerdings, wie er in seinem typischen Duktus zwischen ironischer Selbstreflexion und trockener Herablassung hinterherschiebt, „auf Soziologen abschreckend wirken“ (ebd.). Nun, für Vertreter:innen anti-essentialistischen Denkens trifft das zu – wenn auch aus anderen Gründen, als hier von Luhmann suggeriert.

Wie also sieht das begriffliche Gerüst aus, das sein Gebäude stützt? Die Luhmann'sche Systemtheorie als Ganze lässt sich hier natürlich nicht rekapitulieren, ich möchte lediglich die genannten „intrikaten Begriffsverhältnisse“ in Erinnerung rufen, die für die Theorie konstitutiv sind. Das Fundament bilden dabei zwei Begriffe, die bereits gefallen sind: Komplexität und Selbstreferenz. Auf diese beiden Eigenschaften kommt Luhmann in *Soziale Systeme* immer wieder (meist an verschiedenen Stellen, also nicht unbedingt im Zusammenhang) zurück, um sein Bezugsproblem, die Kontingenz von Wirklichkeit, zu begründen: Wirklichkeit ist kontingent aufgrund von Komplexität, weil es also mehr Möglichkeiten gibt, als aktualisiert werden können. Wirklichkeit ist aber zugleich deshalb kontingent, weil auch Selbstreferenz eine Option ist, das heißt: Weil Beobachtung Teil des Möglichkeitsraumes ist, aktualisierbare Möglichkeiten also perspektiven- bzw. beobachterabhängig sind und die Beobachtersposition selbst aufgrund ihrer Selbstbezüglichkeit in permanenten Wandel begriffen, also letztlich unbestimmbar bleibt.⁶ An die Begriffe Komplexität und Selbstreferenz lagert nun Luhmann die Begriffe *System* und *Umwelt* an (ebd.: 242ff.): dem System ist es nur möglich, auf die Umwelt – als Name für die Sphäre ungeordneter Komplexität – zu reagieren, indem es Selbstreferenz betreibt, also mit seinen Operationen an die eigene geordnete Komplexität anschließt. Diese geordnete Komplexität innerhalb des Systems lässt sich auch als *Struktur* begreifen, die jedoch aufgrund der unhintergehbaren, größeren Komplexi-

6 Für den Gegenstand des Sozialen formuliert Luhmann das so: „Die Erfahrung der Unreduzierbarkeit des Sozialen geht in die Konstitution des Sozialen ein. Sie ist nichts anderes als die Erfahrung der Selbstreferenz des Sozialen“ (Luhmann 1987: 594).

tät der Welt einem ständigen *Prozess* der Veränderung unterworfen ist (ebd.: 73). Obwohl also auch das System sich ständig im Prozess verändert, funktioniert es, in *Differenz* zur Umwelt, als *Einheit* (ebd.: 39). Es ist eine Besonderheit spezifischer Systemtypen, nämlich von *psychischen* und *sozialen* Systemen (in Abgrenzung etwa zu *biologischen* Systemen; ebd.: 16), dass sie in der Lage sind, nicht nur als Einheit zu funktionieren, sondern sich darüber hinaus auch als Einheit zu beobachten – das gilt beispielsweise für *Gesellschaft* (als umfassendstem sozialen System) gegenüber ihrer Umwelt, oder für *Interaktionen*, für die wiederum die Gesellschaft Umwelt darstellt (ebd.). Gegenüber psychischen Systemen zeichnen sich soziale Systeme durch das spezifische *Element* aus, durch das sie sich konstituieren, nämlich die Kommunikation. Als Element eines sozialen Systems funktioniert die Kommunikation allerdings lediglich in *Relation* zu anderen Kommunikationen (ebd.: 41).

Bereits an dieser knappen Skizze lässt sich, neben dem Architekturcharakter, auch das zweite aus anti-essentialistischer Sicht problematische Merkmal von Theorie bzw. theoretischer Begriffsbildung ablesen: der geradezu exzessive Hang zur *Dichotomisierung*. Denn das Luhmann'sche Begriffssystem gewinnt dadurch zusätzlich an Dichte, dass Begriffe bei ihm häufig nicht allein, sondern als Paare mit anderen Begriffen verschaltet sind, genauer noch: als kategorisch geschiedene Gegensatzpaare. Das hatte sich bereits oben in den Entgegensetzungen etwa von System/Umwelt, Struktur/Prozess, Einheit/Differenz, Element/Relation gezeigt, wird aber wohl nirgendwo so deutlich wie in Luhmanns Überlegung zur Rolle der Codierung von Kommunikation: Grundsätzlich mit der Möglichkeit zur Annahme oder Ablehnung (ja/nein) angelegt, steigt mit zunehmender gesellschaftlicher Komplexität das Risiko der Ablehnung von Kommunikation; die Codierung von Kommunikation innerhalb gesellschaftlicher Teilsysteme – etwa entlang der Dichotomien Recht/Unrecht, zahlen/nicht zahlen oder Macht haben/nicht haben – sichert, so Luhmann, die Anschlussfähigkeit von Kommunikation auch unter komplexen Bedingungen (Luhmann 1998: 143). Jenseits des Inhaltlichen ließe sich die theorie-technische Funktion des Dichotomie-Exzesses vor allem in der weiteren Stabilisierung des Theoriegebäudes sehen. Dichotome Kategorien sichern sich nämlich nicht nur gegenseitig ab, begriffliche Gegensatzpaare bilden auch die Basis einer ganz besonderen Art der Fixierung: einer Fixierung, wie sie überall dort erzeugt wird, wo sich im Mittel der formalen Logik – über die Unmöglichkeit der gleichzeitigen Geltung von Gegensätzlichem – ein Notwendigkeitszusammenhang postulieren lässt.

Damit kommen wir schon zur dritten und letzten hier anzusprechenden Problemstelle: die theoretische *Inanspruchnahme formaler Logik*. Doch gerade bei diesem Merkmal liegt die Sache in der Luhmann'schen Systemtheorie nicht ganz eindeutig. Wie noch zu sehen sein wird, zeichnen sich aeT durch die kritische Auseinandersetzung mit bzw. Abgrenzung von formaler Logik als Goldstandard erkenntnisgenerierender Argumentation aus. Luhmann hingegen nimmt formale Logik permanent und explizit in Anspruch, ihre Rolle ist für seine Art des Theoretisierens zentral (vgl.

Göbel 2000: 207ff.) – und das wird eben nicht zuletzt dort besonders deutlich, wo er begrifflich auf kategorial eindeutig bestimmbare Gegensatzpaare setzt, die sich nicht unterlaufen lassen. „Tertium non datur“ (Luhmann 1998: 101), das ist einer der Grundsätze formaler Logik, auf die Luhmann sich ausgiebig beruft. Kommunikation im Wissenschaftssystem beispielsweise ist entlang der Unterscheidung von wahr/unwahr organisiert – alle anderen Unterscheidungen funktionieren dort schlichtweg nicht bzw. konstituieren eine völlig andere Art von Kommunikation, die dann aber jenseits des Wissenschaftssystems verortet ist (im Wirtschaftssystem beispielsweise). Andererseits problematisiert er formale Logik jedoch auch wiederholt (z.B. Luhmann 1987: 138ff.), und er nutzt sie kontinuierlich paradox – also dazu, um sie selbst zu unterlaufen. Das wird überall dort deutlich, wo er mithilfe von formallogischen Mitteln auf die soziale (und epistemische) Bedeutung des Widersprüchlichen bzw. Paradoxen hinweist, auf das logisch Ausgeschlossene also. Das Paradoxe wird bei Luhmann sogar als fundierend gedacht – zum Beispiel, indem es bereits in die basale Operation der Beobachtung, nämlich die Unterscheidung, eingeschrieben ist. Denn etwas kann nur als etwas Bestimmtes beobachtet werden, wenn es von etwas anderem unterschieden wird, das *andere* gehört dem Unterschiedenen also konstitutiv an. In Luhmanns Worten: „Identität [ist] nur durch Differenz möglich“ (Luhmann 1987: 243). Das Paradoxe wirkt fundierend insofern, als das System in der Folge ständig damit beschäftigt ist, die der Beobachtung inhärente Paradoxie von Einheit und Differenz zu entfalten. Formale Logik wird also genutzt, um zu zeigen, wie Wirklichkeit sie unterläuft – als Verwendungsweise läuft das zumindest nicht vollständig konträr zu dem, wie sich manche aET auf formale Logik bezieht.

Ambivalent oder nicht, eines wird in „Soziale Systeme“ jedenfalls schnell ersichtlich: Dem Umgang mit Logik gewinnt Luhmann auch den Sprechduktus der Notwendigkeit ab. Der gesamte Text ist gespickt mit Vereindeutigungs- und Folgerichtigkeitsfloskeln. Ein paar Beispiele: So liest man etwa immer wieder, ein bestimmter theoretischer Abzweig müsse „zwangsläufig“ (Luhmann 1987: 167) oder „offensichtlich“ (ebd.: 107) genommen werden (und sei die dahinterstehende Begriffsentscheidung noch so voraussetzungs- und idiosynkratisch), nur er komme „in Betracht“ (ebd.: 105) und „zwingt uns“ (ebd.: 191) zu einer bestimmten Folgeentscheidung – „freilich“ (ebd.: 159). Rhetorisch tragen auch sie zur weiteren Stabilisierung und Absicherung der theoretischen Überlegungen bei.

Allein an diesen drei Merkmalen der Begriffsbildung – also Architekturcharakter, exzessive Dichotomisierung, paradoxe Inanspruchnahme formaler Logik – wird Luhmanns Perspektive auf die konstruktivistische Aufgabenstellung, Offenheit und Kontingenz der Welt konzeptuell zu greifen, deutlich: Tragfähige Theorie zu konstruieren ist, als würde man sich der Aufgabe stellen, ein Gebäude in große Höhen zu ziehen (Luhmann betont immer wieder gerne das notwendig hohe theoretische „Abstraktionsniveau“; ebd.: 153). Es gibt zwar nicht nur eine Art und Weise, das zu unternehmen, doch die verfügbaren Möglichkeiten sind doch

sehr begrenzt, möchte man nicht im Abgrund von Substanzlogik, Dingmetaphorik und Metaphysik enden. Man muss sich Stück für Stück, Stockwerk für Stockwerk vorarbeiten, jeder falsche Schritt könnte bereits der letzte (zumindest der letzte theoretisch zielführende) sein. Gerade weil aber das Finden und Verfolgen einer zielführenden Konstruktionsweise so voraussetzungsvoll ist, müssen entsprechend massive Vorkehrungen getroffen werden, um die bereits erfolgreich gebauten Teile abzusichern und nicht doch Einsturzgefahren zu produzieren. In Luhmanns Worten klingt das so: „Wenn man die Gründe wieder begründet und jede Etappe der Kritik offen und revisionsbereit hält, wird es immer unwahrscheinlicher, daß ein solches Gebäude ohne jeden Realitätsbezug hätte aufgeführt werden können“ (ebd.: 649). In diesem Gebäude spielen eben Begriffe eine zentrale Rolle – Begriffe, die eindeutig bestimmt, inhaltlich und logisch ineinander verhakt und damit fixiert sind. Nur so, meint Luhmann, mithilfe derart massiver Vorkehrungen, lässt sich die voraussetzungsvolle Überwindung alteuropäischen Denkens dauerhaft absichern.

4. Anti-essentialistische Formen der Begriffsbildung...

Aus anti-essentialistischer Sicht sind es hingegen gerade jene Absicherungs- und Fixierungsbemühungen, die als zutiefst „alteuropäisch“ (Luhmann 1987: 108) erscheinen, bzw. als Emanationen einer spezifisch-beschränkt „europäische[n] Gestalt“ (Derrida 2016: 303), einer „forme européenne“ (ebd.: 294), wie Derrida – Zeit- und Altersgenosse Luhmanns – in einem seiner Hauptwerke von 1967 formuliert. Passenderweise nutzt Derrida an dieser Stelle im französischen Original den Begriff der *Form*: Entsprechend meiner zentralen These zeichnen sich ja aET nicht durch den Versuch der stabilen und dauerhaften Verankerung bestimmter *Inhalte* aus, wie das bei Luhmann der Fall ist. Sondern durch die Konvergenz *theoretischer Formen*, mit deren Hilfe versucht wird, das Kontingenzprinzip auf technischer Ebene in die Theorien einzuschreiben.

Diese Verschiebung von Inhalt zu Form hatte ich oben als Konsequenz aus der historischen Erfahrung beschrieben, dass konkrete theoretische Inhalte – und seien sie noch so progressiv nicht-essentialistisch/konstruktivistisch gemeint – im sozialen Gebrauch immer dazu tendieren, sich zu verfestigen, Denkmöglichkeiten abzuschneiden und so zum Erkenntnishindernis zu werden. Aus anti-essentialistischer Perspektive ist es nur eine Frage der Zeit, bis der erkenntnisbringend fixierte theoretische Blick auf die Gesellschaft umkippt in die bloß noch theoriestützende Nutzung von Gesellschaftsbeobachtungen (wie sie Kritiker:innen ja auch der Luhmann'schen Systemtheorie gerne vorwerfen; vgl. z.B. Wagner und Zipprian 1992: 403). Techniken anti-essentialistischer Begriffsbildung (als Bestandteil entsprechender Theoriebildungstechniken) sind darauf ausgelegt, genau diese Tendenz zu unterlaufen. In dem Sinne also, wie sie der Essentialisierung einer konkreten Bestimmung von Wirklichkeit entgegenwirken, sind anti-essentialistische Begriffe *subversive Begriffe*.

Entlang von Material aus den oben angeführten 10 anti-essentialistischen Schlüsselwerken zeige ich im Folgenden, wie anti-essentialistische Begriffe gebildet werden. Zunächst gehe ich dabei darauf ein, warum aus anti-essentialistischer Perspektive gerade Begriffe ein so großes Problem sind. Anschließend stelle ich drei zentrale Prinzipien anti-essentialistischer Begriffs- bzw. Theoriebildung vor, die der skizzierten Bauweise nach Luhmann geradezu diametral entgegenstehen und für die bisher in der metatheoretischen Diskussion um *Theorizing* kein Bewusstsein besteht. Dieser Abschnitt schließt mit einem kurzen Zwischenfazit.

4.1 Der Begriff als unhintergebares Ärgernis

Anti-essentialistische Theoriebildung bedeutet zuallererst: Ringen mit Begriffen. Das lässt sich an den hier zugrunde gelegten Schlüsselwerken ohne weiteres ablesen, denn bei allen ist eine reflexive Wendung zu Begriffen als Problem erkennbar. Im Falle Butlers war das ja schon zur Sprache gekommen: Indem Butler sich mit dem Begriff der „Frau“ an einer sehr spezifischen und historisch unvergleichlich einflussreichen Kategorie abarbeitet, stößt sie auf eine allgemeine soziale Tendenz zum essentialisierenden „Glaube[n] [...] an die Wahrheit der grammatischen Kategorie“ (Butler 2021: 43). Andere kämpfen ganz ähnlich mit der „essentialist fixity“ (Laclau/Mouffe 2001: 161) bzw. der „intrinsically reified nature of *all* categories“ (Emirbayer 1997: 308f.; Herv. i. Orig.) – nicht nur Ernesto Laclau und Chantal Mouffe, die wie Butler dem *Poststrukturalismus* zugerechnet werden, sondern auch Mustafa Emirbayer, der als Vordenker *Relationaler Soziologie* (Fuhse/Mützel 2010) gilt. Emirbayer formuliert sogar etwas, das er „anticategorical imperative“ (Emirbayer/Goodwin 1994: 1414) nennt – dieser Imperativ kann zwar verschiedentlich ausgelegt werden (etwa als Kritik an der kategorischen Qualität von Zuschreibungen), birgt aber eben auch die Konnotation der Kritik eines an Kategorien orientierten (im Gegensatz zu relationalen) Denkens. Über die einzelnen Kategorien hinaus geraten ganze (Theorie-)Vokabulare in den kritischen Blick anti-essentialistischer Denker:innen – etwa beim *Neo-Materialisten* Bruno Latour, wenn er sich über selbstgenügsame „Begriffsgymnastik“ mokiert (Latour 2010: 90), oder beim *Pragmatisten* Richard Rorty, der Erkenntnisgewinn für das Ergebnis nicht etwa eines argumentativen Schlussvorgangs, sondern eines „Wettkampf[s]“ (Rorty 1989: 30) hält: „zwischen einem erstarrten Vokabular, das hemmend und ärgerlich geworden ist, und einem neuen Vokabular, das erst halb Form angenommen hat und die vage Versprechung großer Dinge bietet“ (ebd.). Deshalb empfiehlt Derrida, dem wir bereits zu Beginn dieses Kapitels begegnet sind, Begriffe zum „Gleiten“ (Derrida 2016: 406) zu bringen und einen „Riß in den Text ein[zu]schreiben“ (ebd.: 407). Ein solcher Riss soll dem Geäußerten das Stabile, das Fixierte nehmen.

Bleiben wir noch einen Moment bei Derrida. *Zum einen* gibt nämlich Derridas Denken einen instruktiven Kontrastfall zum Luhmann’schen ab – gerade, weil sich grundsätzliche Gemeinsamkeiten zeigen (z.B. Lehmann 2004): Beide Altersgenossen wenden sich gegen metaphysische Denksysteme und begreifen (soziale) Wirk-

lichkeit ohne Ursprung und Telos, stattdessen interessieren sich beide für Wirklichkeitskonstitutionen entlang paradoxer Differenzbildungsprozesse. In Sachen Theoriebildung ziehen sie daraus jedoch diametral entgegengesetzte Konsequenzen: Während Luhmann die alten theoretischen Formen überwinden will, indem er bessere zu finden und diese begrifflich immer weiter abzusichern versucht, liegt der Kern des Übels für Derrida gerade in solchen theoretischen Sicherungs- und Fixierungsversuchen. Mit ihnen schickt man sich an, das Spiel der Differenzen abermals stillstellen zu wollen – und wiederholt damit nur auf andere Weise die Fehler, gegen die man sich zu wappnen glaubt. Wo Luhmanns Blick also kritisch auf alte Begriffe fällt, um sie durch neue, besser geeignete zu ersetzen, werden Begriffe für Derrida (und für aeT allgemein) *an sich* prekär.

Zum anderen, und vor allem, lohnt sich das Verweilen bei Derrida, weil sich in seinen Texten die Problemgeschichte der Begriffsverwendung kumuliert findet. Dabei macht Derrida zunächst klar: Begriffe sind „Materie der Sprache“ (Derrida 2016: 145), und der „Versuch, sich *total* von der Totalität der historischen Sprache zu lösen“ (ebd.: 60) ist zum Scheitern verurteilt. Solche Bemerkungen sind Seitenhiebe auf das, was man vielleicht philosophische *tabula rasa-Projekte* nennen könnte: Vorhaben, das Problem des Begriffsgebrauchs zu überwinden, indem das historisch tradierte Vokabular in Gänze verabschiedet wird. Auf ähnliche (diesmal soziologische) Versuche werde ich später noch einmal zurückkommen. Bei Derrida jedenfalls wird deutlich: Solche Vorhaben bergen bereits den Keim einer metaphysischen Re-Totalisierung des Denkens in sich – ein Vorgang, der ohne den epistemischen Prozess der Essentialisierung nicht vorstellbar ist. Sie sind Produkt der Hoffnung, Begriffe endlich unvermittelt und vorbehaltlos verwenden zu können, hat man nur erst einmal die *richtigen* Begriffe gefunden. Das leidige Problem mit den Begriffen soll ein für alle Mal aus der Welt geschafft werden – anstatt zu lernen, mit ihm zu leben, mit ihm zu denken, und also mit ihm umzugehen. Letzteres ist aber für Derrida der einzige Weg für ein Denken jenseits der Metaphysik, jenseits folglich des problematischen Ansinnens zur endgültigen Bestimmung letzter Wahrheiten. Unweigerlich führt dieser Weg „*durch* den philosophischen Diskurs *hindurch*, dem man sich unmöglich ganz entreißen kann“ (Derrida 2016: 169).

Auch Wissenschaft und Philosophie können also nicht anders, als in Begriffen und durch sie hindurch zu denken. Doch ähnlich, wie es etwa für Chemiker:innen sinnvoll ist, zu wissen, welche Eigenschaften die Gefahrenstoffe besitzen, mit denen sie hantieren, um trotzdem mit ihnen hantieren zu können, so macht es auch für Theoretiker:innen Sinn, um die Gefahren der Materie – also der Begriffe – zu wissen, mit der sie es tagtäglich zu tun haben. In *Die Schrift und die Differenz* klopft Derrida tradierte Denkweisen auf offene und latente metaphysische (und damit: essentialistische) Gehalte ab und führt deren Unhaltbarkeit, ja, stellenweise auch ihr Absurdität vor – er unternimmt also das, was gemeinhin im Begriff der „Dekonstruktion“ (ebd.: 302) zentral mit diesem Autor verbunden wird. Die großen Namen der Philosophie, die er dabei streift (mit manchen kollidiert er

auch frontal), sind allerdings nicht nur Gegenstand (bzw. gelegentlich Unterstützer) seines großen Metaphysik-Exorzismus. Es sind auch genau diejenigen Namen, die mit ihren jeweiligen Beiträgen zur Dezentrierung des Begrifflichen überhaupt erst die Bedingungen geschaffen haben für die Möglichkeit einer radikalen Metaphysik-Kritik im Stile Derridas: zum Beispiel Immanuel Kants Einsicht, dass Begriffe nur begrenzte Instrumente menschlichen Denkvermögens sind; GWF Hegels Überlegungen dazu, dass Begriffe nicht statisch sind und damit auch nicht Wahrheiten ein für allemal fixieren können, sondern sich in historischer Bewegung befinden; Friedrich Nietzsches Verknüpfung von Begriffsgebrauch und Machtausübung, die Illusionen begrifflicher Neutralität negiert; Ferdinand de Saussures Feststellung, dass Begriffe aufgrund ihres Willkürcharakters Stabilität nur in Relation, also im System mit anderen Begriffen erlangen können; und schließlich Martin Heidegger, mit seinem Insistieren auf den Verschleierungscharakter des Begrifflichen vielleicht unmittelbarster Vorläufer anti-essentialistischen Denkens. Zusammengefasst lesen sich diese Hinweise wie ein einziger großer historischer Warnhinweis, ein Beipackzettel, den es zu studieren gilt, möchte man verantwortungsvoll umgehen mit diesen Gefahrenstoffen, die Begriffe heißen.

Derrida macht die Problemgeschichte des Begriffsgebrauchs gar nicht so sehr selbst explizit, als sie in den Vorkehrungen deutlich wird, die er in ihrer Konsequenz trifft. Denkend bleibt einem nichts anderes übrig, als sich „in der überlieferten Begrifflichkeit [...] ein[zu]richten“ (ebd.: 170), doch „nicht alle Arten, sich dieser Notwendigkeit zu beugen, [sind] gleichermaßen angemessen“ (ebd.: 427). Wie also will Derrida verhindern, dass Begriffe immer wieder zur Metaphysik hin abrutschen (vgl. ebd.: 30)? Wie will er vermeiden, dass sie immer wieder aufs Neue zu Essentialisierungsgeneratoren werden? Verschiedene Vorkehrungen lassen sich aus seinem Text herauslesen. Zum Beispiel prägt Derrida, erstens, eigens Begriffe, um mit dem Begriffsproblem umzugehen. Die „Spur“ (Derrida 2016: 348, 1974: 82) etwa, oder das „Supplement“ (Derrida 1974: 18), haben im Prinzip keinen anderen Zweck als die Nicht-Identität, die Nichtabgeschlossenheit, die Nichtursprünglichkeit von Begriffen, die Gegenwart des anderen bei der Bezeichnung des einen zu markieren. Weiter bemüht er sich etwa, zweitens, darum, den Begriffen, die für sein Denken zentral sind – dem viel-fetischisierten Begriff der „Différance“ (ebd.: 44) beispielsweise – eine Unbestimmtheit, ein Maß an Uneindeutigkeit einzuschreiben, sie im Dazwischen zu verorten (etwa durch nicht-synonyme Mehrfachbestimmung). Einmal bestehende Begriffe müssen darüber hinaus, drittens, immer wieder „zum Erzittern“ (Derrida 2016: 45) gebracht, mithin müssen sie von innen heraus „destruiert“ (ebd.: 170) werden, um zu verhindern, dass ihre Bedeutung statisch wird. Jedenfalls muss, viertens, an die Stelle einer neuerlichen Suche nach endgültig „richtigen“ Begriffen, nach einer endgültig „richtigen“ Theorie das treten, was Derrida als „Ökonomie“ (ebd.: 427) begreift. *Ökonomie* im Sinne eines bewussten theoretischen Haushaltens mit Sinn, das ständig justiert, den Ist-Zustand prüft,

und je nach Bedarf verstärkt oder reduziert, verändert oder wechselt – niemals aber sich auf einer Begriffsverwendung ausruht und hofft, dass alles gut geht.

Bei Derrida finden sich jedenfalls subtile Mechanismen – einige davon hatte ich eben angedeutet –, die der Essentialisierungstendenz von Begriffen entgegenwirken sollen. Im Zuge der Verbreitung und des Populärwerdens anti-essentialistischen Denkens verdichten sich diese und verwandte Ansätze zu konkreten, wiedererkennbaren Techniken, die Anti-Essentialismus als theorieübergreifendes Paradigma auszeichnen. Es sind diese Techniken, die den anhand des Falls Luhmann'scher Systemtheorie herausgearbeiteten Merkmalen der Begriffsbildung – also Architekturcharakter, exzessive Dichotomisierung, paradoxe Inanspruchnahme formaler Logik – mitunter diametral entgegenstehen.

Als größte Gefahr einer der Essentialisierung Vorschub leistenden Vereindeutigung gilt bald die Dichotomisierung, also die Fixierung eines Begriffs in Gegenüberstellung zu einem Gegenbegriff (z.B. Schmitz 2006). Bereits Derrida meint, es gelte, sich „allen klassischen Begriffspaaren zu entziehen“ (Derrida 2016: 304) – eine solche *Dichotomie-Demontage* ist daher die erste der hier zu beschreibenden drei zentralen Techniken anti-essentialistischer Begriffsbildung. Die zweite jener Techniken lässt sich als *Dislokation formaler Logik* bezeichnen: Wo Derrida fordert, bestehende Begriffe sollten „zum Erzittern“ (s.o.) gebracht werden, steht dem standardmäßig die Fixierungswirkung „formaler Logik“ (ebd.: 140) mit ihrem Primat der Widerspruchsfreiheit entgegen – nicht nur Derrida sieht dieses entsprechend „an der Wurzel infrage gestellt“ (ebd.). Nichts schließlich steht einer flexiblen, kontextsensiblen „Ökonomie“ (s.o.) der Begriffe stärker im Weg als der Versuch, ein Begriffssystem als Gebäude, als Theorie-Architektur zu stabilisieren und zu fixieren – Derrida setzt dagegen die Vorstellung eines amorphen „Volumens“ (ebd.: 44), innerhalb der aeT tauchen auch noch andere Bilder auf, wie zu sehen sein wird. Gemein ist ihnen allen, dass sie sich der Vorstellung entgegenstellen, Theorie sei als stabile Architektur zu begreifen – gemein ist ihnen also etwas, was man als Technik des *Ontologischer Amorphisierung* bezeichnen könnte. Im Folgenden stelle ich alle drei Techniken – also Dichotomie-Demontage, Dislokation formaler Logik und Ontologischer Amorphisierung – nochmal im Einzelnen vor und zeige dabei, wie sie in den analysierten Schlüsseltexten auftauchen.

4.2 Technik 1: Dichotomie-Demontage

Das Ringen mit und die Problematisierung von Dichotomien, von Begriffspaaren also, die durch ein – im formallogischen Sinne – Gegensatzverhältnis miteinander verbunden sind, gehört sicherlich zu den ältesten, bekanntesten und zugänglichsten Konkretionsformen anti-essentialistischen Denkens. Bei Derrida und anderen erwächst sie unmittelbar aus der Metaphysik-Kritik (Bennington 1998), die eine Aufspaltung der Wirklichkeit entlang von Dualen wie Subjekt und Objekt, Geist und Körper, Idee und Materie grundsätzlich ablehnt. Kategorische Dichotomie-

Demontage ist mittlerweile als Theorietechnik so selbstverständlich und so weit verbreitet (vgl. z.B. Gertenbach 2015: 117; Mathews 2017), dass ihr Erkenntniswert mitunter als selbstevident erscheint – tatsächlich erschließt sich jedoch solcher Wert konkret erst vor dem Hintergrund einer anti-essentialistischen Perspektive: Wenig scheint schließlich stärker vereindeutigend und festschreibend zu wirken als der Versuch, eine Vielfalt von Phänomenen in nur zwei kategorisch voneinander getrennten Kategorien zu organisieren.

Besonders deutlich wird das in der Dichotomie-Demontage, wie sie in feministischen Theorien angegangen wird. In „Das Unbehagen der Geschlechter“ – zuvor bereits als Meilenstein anti-essentialistischer Theoriebildung charakterisiert – schreibt Butler entsprechend gegen die „binär[e] Beziehung zwischen ‚Männern‘ und ‚Frauen‘“ (Butler 2021: 31) an, bzw. gegen eine dichotome Konzeptualisierung der Geschlechterverhältnisse. Im Hintergrund dieses bahnbrechenden Werks stehen Jahrzehnte feministischer Forschung, die unter anderem zeigen konnte (z.B. Stanley 2012): dass die Zuschreibung vermeintlich ‚typisch weiblicher‘ bzw. ‚typisch männlicher‘ Wesensmerkmale historisch kontingent ist; dass die Komplexität der Geschlechterverhältnisse bei weitem die Ordnungskapazitäten dichotomer Kategorien übersteigt; und nicht zuletzt, dass die Geschlechterdifferenzierung von den Akteur:innen selbst überhaupt erst performativ gesellschaftlich in Kraft gesetzt wird. Die Konsequenz, die Butler aus diesen und verwandten Einsichten zieht, lautet: da dichotome Geschlechterkategorien die Wirklichkeit eher verzerren als dabei helfen, sie zu erkennen, gilt es, theoretisch bei ihnen anzusetzen und sie permanent „subversiv“ (z.B. Butler 2021: 216) zu unterlaufen.

Dass gerade die Geschlechterdichotomie zur zentralen theoretischen Problemstelle wird, liegt für Butler an der „innere[n] Stabilität dieser Termini“ (ebd.: 31). Schon bei Derrida war ja im Anschluss an Saussure deutlich geworden: Die Stabilität der Begriffe resultiert nicht aus einer wie auch immer gearteten Verbindung zur Wirklichkeit – sondern aus ihrer Fixierung innerhalb eines sprachlichen Systems. In einer dichotomen Begriffsrelation, in der engen Bindung des einen an sein komplementäres anderes, verstärkt sich diese Fixierungswirkung noch. In ihrer Komplementarität wird die Unterscheidung zugleich schnell selbstevident: Kann eine Seite der Unterscheidung Plausibilität für sich beanspruchen, überträgt sich diese auf die Gegenkategorie, und vice versa – Dichotomien lassen sich auf diese Weise als eine Art *Nukleus theoretischer Essentialisierung* betrachten, der Bedeutung fixiert und in komplementärer Abgrenzung vereindeutigt. Und das nicht nur im Falle der Geschlechterdichotomie, bereits Butlers Kritik umfasst weitere problematisch fundierende Dichotomien wie etwa den „Geist-Körper-Dualismus“ (ebd.), der eben schon aufgetaucht war, oder die „Natur/Kultur“-Unterscheidung (ebd. 65). Bei ihnen handelt es sich um „falsche Dichotomien“ (Latour 2010: 238; Butler 2021), weil sie, als fixierte duale Entgegensetzungen, die eine ganze Welt aufspannen wollen, nur falsch sein können.

Wie grundsätzlich diese soziologische Dichotomie-Demontage ansetzt, wie weit sie also auch über die Kritik der Geschlechterkategorien hinausgeht und wie wenig sie sich allein bestimmten Theorierichtungen (wie etwa feministischer Theorie oder Poststrukturalismus) zurechnen lässt, machen Emirbayer und Kolleg:innen im Rahmen ihrer Überlegungen zu einer Relationalen Soziologie deutlich. Emirbayer, der sich – gestützt insbesondere auf die Traditionen der Netzwerkforschung (Emirbayer 1997: 298) und des US-amerikanischen Pragmatismus (Emirbayer/Mische 1998: 967) – an die Ausformulierung eines Programms für eine konsequent von Beziehungen statt von stabilen Entitäten ausgehenden Soziologie macht, setzt nicht nur die Liste problematischer Dichotomien weiter fort (Emirbayer 1997: 282). Er und seine Kolleg:innen machen die Wendung gegen „ontological“ (Emirbayer und Goodwin 1994: 1427) or „Kantian Dualisms“ (Emirbayer/Mische 1998: 965), wie sie schreiben, zu einer Grundsatzfrage gegenwärtiger Soziologie: „The key question confronting sociologists in the present day is not ‘material versus ideal,’ ‘structure versus agency,’ ‘individual versus society,’ or any other dualisms so often noted; rather, it is the choice between substantialism and relationalism“ (Emirbayer 1997: 282).

Als zentrale Technik anti-essentialistischer Theoriebildung findet sich Dichotomie-Demontage explizit oder implizit in irgendeiner Form in allen analysierten Schlüsselwerken. Sei es die Problematisierung der Entgegensetzung von „Bourgeoisie“ und „Proletariat“ bei Laclau und Mouffe, sei es Latours Anschreiben gegen den vermeintlichen Gegensatz von „materiell“ und „sozial“ (Latour 2010: 130), sei es Rortys Abgesang auf Theorien als „verkettet[e] Muster von neuen Unterscheidungen“ (Rorty 1989: 134). Wie genau allerdings mit derart problematischen Dichotomien – ausgehend von ihrer Kritik – umgegangen werden sollte, dafür werden in den herangezogenen Texten unterschiedliche Strategien angedeutet (vgl. Hoppe 2024).

Da wäre auf der einen Seite die etwa von Emirbayer vertretene Position, sich mittels einer relationalen Perspektive konsequent von allen Dichotomien zu verabschieden – konkretisiert etwa bei Haraway, die für „wilde Kategorien“ (Haraway 2016: 2) und deren (metaphorische) *Vervielfältigung* plädiert, um beispielsweise die Dichotomie von Mensch und Nicht-Mensch aufzulösen: die Rede ist stattdessen von „kin“ (ebd.), „species“ (ebd.: 10), „critters“ (ebd.), „guman“ (ebd.: 11), „earthlings“ (ebd.: 58) und so weiter. Anstelle von Vervielfältigung kann man sich Dichotomien aber auch durch radikale Reduktion, mit anderen Worten: durch theoretischen *Monismus* (Brichzin 2023a: 164), vom Leib schaffen. Es mutet paradox an, aber Fixierung soll hier dadurch unterlaufen werden, indem nur eine einzelne, allgemeine Kernkategorie gewählt wird, eben beispielsweise die *Relation* der Relationalen Soziologie – gerade, weil man nur die eine Kategorie zur Verfügung hat, muss man mit ihr offen und flexibel umgehen, um in ihr Komplexität und Vielfältigkeit der Phänomene ausdrücken zu können.

Auf der anderen Seite gibt es aber auch jene Theoretiker:innen, die grundsätzlich der Möglichkeit skeptisch gegenüberstehen, sich vollständig von dichotom organisierten Denkweisen zu verabschieden. Statt des Verzichts plädieren sie daher, wie Butler, oder auch Laclau und Mouffe, für die *Subversion* (Butler 2021: 39; Laclau und Mouffe 2001: 100) von Dichotomien. Oder aber, sie kombinieren wie Deleuze und Guattari, alle drei Strategien: „Es liegt beim Leser, zu der magischen Formel zu gelangen, die wir alle suchen: PLURALISMUS = MONISMUS, und dabei durch alle Dualismen hindurchzugehen; sie sind der Feind, der absolut notwendig ist, das Mobiliar, das wir pausenlos verschieben“ (Deleuze und Guattari 1977: 34).

4.3 Technik 2: Dislokation formaler Logik

Bereits in der Auseinandersetzung mit Luhmann war der enge Zusammenhang zwischen der Organisation von Theorie entlang von Dichotomien und der Nutzung von formaler Logik Thema. Denn das Aufdecken logischer Widersprüche – Kerngeschäft formallogisch orientierter Argumentation – basiert auf der Grundannahme, dass sich Wirklichkeit mit Hilfe von in Gegensatzpaaren organisierten Kategorien aufschlüsseln lässt. Erkenntnis stellt sich demnach dort ein, wo widerspruchsfreie Aussagen über die Wirklichkeit getätigt werden können – wo also die Wirklichkeit sich eindeutig der Ordnung dichotomer Gegensätze fügt. Eine derart an formaler Logik orientierte Argumentation gilt bis heute in vielen wissenschaftlichen Kontexten als Goldstandard erkenntnisgenerierenden Sprechens und Schreibens.

Umgekehrt erzeugt aus Sicht der aeT gerade die Suggestion von Eindeutigkeit, die Fixierungswirkung, die aus der Organisation der Gedanken in formallogischen Notwendigkeitszusammenhängen resultiert, selbst Erkenntnisprobleme. Schließlich entfaltet wenig mehr intellektuelles Zwangspotential als die Einpassung in die eherne Struktur formallogischer Argumentation, die nach unhaltbaren Widersprüchen und notwendigen Relationen fahnden hilft – es ist schwer, sich wieder davon freizumachen, hat man sich erst einmal darin verfangen. Butler geht sogar noch einen Schritt weiter, wenn sie die „totalisierende“ (Butler 2021: 69) Wirkung der „logischen Struktur“ (ebd.) anprangert: Die auf formallogischem Wege gewonnenen Zusammenhänge sind nicht nur punktuell essentialisiert, also lokal und für sich genommen von alternativen Denkmöglichkeiten abgeschnitten. Indem sie darüber hinaus totalisierend wirken, ziehen sie auch noch alle anderen Betrachtungen in einen globalen Essentialisierungszusammenhang hinein, dem epistemisch kaum noch zu entkommen ist. Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen also lässt sich Dislokation formaler Logik – im Sinne eines Verdrängens der formallogischen Argumentationsweise von ihrer Position als Goldstandard – als zweite zentrale Technik anti-essentialistischer Theoriebildung begreifen.

Auch diese Technik ist so charakteristisch für anti-essentialistisches Denken, dass sie sich implizit oder explizit praktisch in allen Schlüsseltexten findet. Vielleicht am deutlichsten ist allerdings beim Pragmatisten Rorty – einer der wenigen Theoreti-

ker:innen, die sich selbst explizit als Anti-Essentialist:innen verstehen (Rorty 1994: 62) – nachzulesen, warum der Fokus auf formallogisch korrekte Argumentation problematisch, zumindest aber theoretisch wenig zielführend ist. In *Kontingenz, Ironie, Solidarität* (1989), einem seiner Hauptwerke, schreibt Rorty ähnlich wie Derrida (der wichtiger Bezugspunkt Rorty'schen Denkens ist; Reese-Schäfer 2006: 73ff.) gegen metaphysisches Denken an. Auch er hält die Suche nach eindeutigen Wesenskernen und absoluter Wahrheit für der Erkenntnis schlichtweg abträglich, und mit Thomas Kuhn weist er darauf hin, dass historische Beispiele drastischer Denkinnovation praktisch nie die Folge logischer Ab- oder Herleitung waren (Rorty 1989: 26). Rorty jedenfalls gelangt zu der Überzeugung, dass es letztlich auf „die Begabung, anders zu sprechen, nicht die Begabung, gut zu argumentieren“ (ebd.: 28) ankommt. Erkenntnis stellt sich entsprechend nicht dort ein, wo vorhandene Vokabulare möglichst kohärent und widerspruchsfrei arrangiert und fixiert werden (ebd.: 35). Sondern dort, wo sich mithilfe neuer Vokabulare die „unschlüssig[e] Wirrheit“ (ebd.: 26) bisheriger Sprechweisen auflöst.

Wie schon im Falle der Dichotomie-Demontage, gibt die Technik der Dislokation formaler Logik eine Grundrichtung der Theoriebildung vor, für die es dann aber unterschiedliche Konkretisierungsformen geben kann. Eine dieser Formen ist, naheliegenderweise und wiederum ähnlich wie bei der Dichotomie-Demontage, die *Subversion* formaler Logik. Ausgerechnet Butler etwa – die doch eben noch deren totalisierende Wirkung angeprangert hatte – verfährt auf solche Weise, indem sie einerseits Widersprüche in der Argumentation ihrer Vordenker:innen aufdeckt: etwa bei Julia Kristeva, der sie vorwirft, das in ihrem Werk propagierte „Prinzip der Vielheit“ (Butler 2021: 136) mutiere ihr unter der Hand zu einer Identifikations- und Vereindeutigungsmaschine. Doch solche Widerspruchskritik führt, andererseits, nicht dazu, dass Butler selbst eine bessere, nunmehr vermeintlich tatsächlich widerspruchsfreie Theorie zu entwerfen beansprucht. Stattdessen geht es ihr im Sinne der anti-essentialistischen Zielsetzung epistemischer Öffnung um den „Versuch, Geschlechter-Verwirrung zu stiften“ (ebd.: 61), „subversive Matrixen [sic] der Geschlechter-Unordnung“ (ebd.: 39) zu erzeugen – und das nicht etwa durch das vergebliche Unterfangen der Abschaffung von Dichotomie und Logik, sondern durch deren „subversive Wiederholung“ (ebd. 59), „fortwährende Verschiebung“ (ebd.: 203), „parodistische Vervielfältigung“ (ebd.: 203).

Neben der Subversion, die formale Logik nutzt, um sie zu unterlaufen, werden in den untersuchten Texten allerdings auch Formen erkenntnisgenerierenden Schreibens positioniert, die sich offensiv von formaler Logik abgrenzen. So betont etwa die Neo-Materialistin Haraway in *Staying with the trouble* (2016) die Bedeutung des *Narrativen*: Mithilfe von Narrationen könne es gelingen, Beobachtungen, Material, Interpretationen, Begriffe, Argumente in einen kohärenten, den Gegenstand erschließenden Zusammenhang zu bringen (Haraway 2016: 10) – einen Zusammenhang, der sich dem Denken eben nicht oktroyiert und Raum lässt für Neuformulierung, Neuerzählung und damit auch: neu Erkennen. Am radikals-

ten verabschieden sich aber wohl Gilles Deleuze und Félix Guattari in *Tausend Plateaus* – einem der bekanntesten Werke des Poststrukturalismus – von einer Organisation der Erkenntnis nach Maßgabe formaler Logik. In der schon vorab erschienenen Einleitung beschreiben Deleuze und Guattari ihren experimentellen, *nicht-linearen Schreibstil* (und damit zugleich: Denkstil) mit Hilfe der Metapher des Rhizoms: „Das Rhizom [...] kann die verschiedensten Formen annehmen, von der Verästelung und Ausbreitung nach allen Richtungen an der Oberfläche bis zur Verdichtung in Knoten und Knötchen“ (Deleuze/Guattari 1977: 11). Rhizomatisches Denken steht im Gegensatz zur klassischen Form des, wie Deleuze und Guattari es nennen, „abrifizierten“ (ebd.: 20), also baumartig hierarchisierten und zentralisierten, auf logisch-kohärente Abfolgen beschränkten Denkens. Und so liest sich denn auch das Buch: sprunghaft-assoziativ, spontan-metaphorisch, einen großen Bogen schlagend durch viele inkohärente Miniaturen hindurch. Eine widerspenstige Art des Schreibens, die ein Weiterdenken wie bisher schon durch ihre nicht leicht zugängliche Form unmöglich machen soll.

4.4 Technik 3: Ontologische Amorphisierung

In der Auseinandersetzung mit Luhmann war deutlich geworden: Seiner Überzeugung nach hilft gegen einen Rückfall in metaphysische Essentialisierungen „alteuropäischen“ Stils allein die resolute Absicherung eines einmal errungenen, selbigen überschreitenden Theorieniveaus. Aus seiner Sicht kommt es also auf die Theoriearchitektur an, auf die selbsttragende Konstruktion eines komplexen Begriffsgebäudes. Für Vertreter:innen der aeT ist hingegen, das hatte ich bereits notiert, genau dieses Ansinnen der Sicherung und Fixierung der problematischste Teil des zu überwindenden Erbes klassischer Formen des Theoretisierens. Wie also muss Theorie aussehen, möchte sie anti-essentialistisch angelegt sein?

Die häufigste Antwort, die derzeit auf diese Frage zu lesen ist, lautet: *flach*. Während Luhmann darauf setzt, verschiedene Ebenen einzuführen – etwa mittels der Differenzierung von Interaktion, Organisation und Gesellschaft –, umfangreiche Begriffskomplexe zusammenzustellen – zum Beispiel in Verknüpfung der Dichotomien System/Umwelt, Struktur/Prozess, Einheit/Differenz – und stabilisierende Verschachtelungen einzubauen, plädieren Vertreter:innen von „flat ontologies“ (DeLanda 2002: 51) für flexible, nicht-hierarchische, symmetrische Anlagen von Theorien, in denen sich die Offenheit der Welt ausdrücken kann. Denn aus anti-essentialistischer Perspektive ist die Gefahr zu groß, dass ein wie beschrieben fest installiertes Theoriegebäude hypertroph wird, sich vor die Wirklichkeit in all ihrer Nicht-Festgelegtheit schiebt und sie letztlich ersetzt (etwas, was ja, wie bereits notiert, Luhmann durchaus vorgeworfen wird). Theorie wird dann einmal mehr zum Erkenntnishindernis. Daher also das Eintreten für Flachheit – es ist als Plädoyer gegen die essentialisierende Wirkung komplexer und stabiler Theoriegebäude zu verstehen.

Von den hier betrachteten Schlüsseltexten wird die Strategie, „das Soziale flach [zu] halten“ (Latour 2010: 286ff.) am explizitesten vertreten in Latours *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft* (vgl. auch Deleuze/Guattari 1977: 15). Der Name des Buchs (bzw. des Titels in der deutschen Übersetzung) ist dabei Programm: Latour unternimmt hier den Versuch einer grundsätzlichen Ausformulierung seines relational-materialistisch-symmetrischen Zugangs zur Soziologie, der er den (im Buch offensiv vertretenen) Namen Akteur-Netzwerk-Theorie gegeben hat. Diesen Zugang positioniert er als radikalen Abschied von klassischen soziologischen Perspektiven, die sich aus seiner Sicht dadurch auszeichnen, dass sie sich ständig in eine unfruchtbare Jagd nach sozialen Substanzen – also letztlich nach der Hierarchisierung von Kategorien – verwickeln (Latour 2010: 29). Unfruchtbare Fragen in diesem Sinne wären etwa: Was zeichnet das Soziale vor anderen Lebens- und Seinsweisen aus? Welche sozialen Faktoren (im Unterschied etwa zu natürlichen Faktoren) können ein bestimmtes Phänomen erklären? Für Latour sind solche Fragen Ausdruck eines Interesses, die Welt ordnen, sortieren, „inventarisieren“ (ebd.: 86) zu wollen – anstatt darauf abzielen, sie zu begreifen. Wer verstehen wolle, wie die Welt tatsächlich funktioniert, müsse ihre je konkrete Assemblage nachzeichnen, anstatt sich im Vorhinein darauf festzulegen, woraus sie besteht. Voraussetzung dafür, nach Latour: dass mit dem Sozialen auch die Theorie flach gehalten wird.

Begriffe sind einmal mehr Ansatzpunkt für dieses Unterfangen. Latour sieht nämlich fixe Begriffe als Kristallisationspunkte für komplexe, verfestigte Theoriestrukturen (vgl. Gertenbach 2015: 314): In seinen Augen muss man die alten, überlieferten Begriffe loslassen können, man muss Abstinenz üben bei der Versuchung, sich allzu sehr an konkreten „Vokabularen“ (Latour 2010: 66) festklammern zu wollen – sonst würden sie den Theoretisierenden (und damit der Welt) unweigerlich über den Kopf wachsen und sich zu nicht mehr beherrschbaren Ungetümen auftürmen. So etwa der Fall beim Begriff der Gesellschaft selbst, von dem sich Latour als „verwesendes Monster“ (ebd.: 283) verabschiedet. Doch auch weit über den Gesellschaftsbegriff hinaus plädiert Latour für „Begriffsgymnastik“ (ebd.: 90) als theoretische Tugend: „Man muss bereit sein, Handlungsträger, Struktur, Psyche, Zeit und Raum fallenzulassen, zusammen mit jeder anderen philosophischen oder anthropologischen Kategorie, ganz gleich wie tief sie im common sense verwurzelt zu sein schienen“ (ebd.: 47).

Während andere (etwa Deleuze und Guattari) eine solche – auf epistemische Freisetzung zielende – begriffliche Enthaltbarkeit vor allem durch die Mobilisierung immer neuer *Metaphern* erreichen, setzt Latour auf die ent-essentialisierende Kraft des *Abstrakten*. Es gelte, eine „*Infrastruktur*“ zu entwickeln, „die strikt bedeutungslos bleibt“ (ebd.: 54; Herv. i. Orig.). Abstraktion und semantische Leere werden Latour auf diese Weise zum zentralen Qualitätskriterium der Begriffsbildung – im Buch ist in diesem Sinne beispielsweise die Rede von „Soziales Nr. 1“ und „Soziales Nr. 2“, „Zwischenglied“, „Mittler“, „Aktant“ und so weiter. Latour rekapituliert: „Ich finde es am besten, das allgemeinste, das banalste, ja sogar das vulgärste Repertoire zu ver-

wenden, damit keine Gefahr besteht, es mit den eigenen reichen Idiomen der Akteure zu verwechseln“ (ebd.: 54). Die Qualität der neuen, allgemeinen, abstrakten Begriffe besteht also vor allem darin, noch kein Eigenleben entfaltet zu haben – in ihrer *Passivität* sollen sie quasi funktionieren wie Modelliermasse: in ihnen sollen sich die Gegenstände ausdrücken, ihnen sollen sich die Gegenstände einschreiben können, die Begriffe sollen sich nicht den Gegenständen überstülpen. Es gelte eben, so das bekannte Motto, „den Akteuren [zu] folgen“ (ebd.: 28). Doch einerlei, ob die begriffliche Umwälzung nun durch die Strategie der Abstraktion oder diejenige der Metaphorisierung erreicht wird: die ent-essentialisierende, Theoriegebäude untergrabende Wirkung lässt sich nur durch den befristeten Gebrauch aufrechterhalten; beide Strategien müssen von einer konsequenten *Temporalisierung* des Begriffsgebrauchs begleitet werden.

Die Strategie des bewussten theoretischen Flachhaltens ist nur ein mögliches Beispiel für die dritte Technik anti-essentialistischer Theorie- und Begriffsbildung, bei der ich von *ontologischer Amorphisierung* spreche. Ontologisch nenne ich sie, weil hier die Grundkategorien betroffen sind, mit deren Hilfe das Soziale erfasst wird. Von Amorphisierung spreche ich, weil es bei dieser Technik eben um die aktive Erzeugung eines Felds theoretischer Unbestimmtheit geht – Kristallisationspunkte komplexer Gestaltbildung werden auf diese Weise beseitigt, dem Aufbau von Erkenntnishindernissen wird entgegengewirkt. Doch Flachheit ist eben nicht die einzige Möglichkeit, Unbestimmtheit derart metaphorisch in Theorie zu vergegenwärtigen. Derrida etwa, auf den ich damit abschließend noch einmal zurückkomme, spricht sogar im Gegenteil vom „Reichtum“ eines Denkens, das als „Volumen“ vorgestellt werden kann (Derrida 2016: 44): Im Unterschied zur Armut des karg reduktiven „Bedürfnis[ses] nach Flachem, Horizontalem“ – das er an dieser Stelle konkret dem strukturalistischen Denken zuschreibt (ebd.) – steht die Vorstellung des amorph Voluminösen für eine Form des Theoretisierens, die Komplexität und Multiplizität der Welt in sich aufzunehmen versteht.

Während Derrida sich explizit gegen die Vorstellung wendet, ein solches Denken sei durch „bloße Überwindung“ (ebd.: 299) des Bisherigen zu erreichen, klingt es bei Latour in weiten Teilen seines Buchs eben doch so, als ließe sich ontologische Amorphisierung schlicht durch Abschied vom historisch tradierten Vokabular erreichen; *tabula rasa* scheint die Devise. *Tabula rasa* ist aber, so lässt sich das mit Derrida sehen, nur der Name für einen neuen Absolutismus, für die Essentialisierung abzuschaffender Begriffe, die als *in sich* – und nicht erst durch den je spezifischen Gebrauch – verdorben begriffen werden. Auch wenn Latour selbst schreibt, es gehe „nicht darum, gegen Kategorien zu kämpfen“ (Latour 2010, S. 348), und wenn auch andere, wie hier Haraway, kritisch anmerken, „that so many started from the premises of starting over and beginning anew, instead of learning to inherit without denial and stay with the trouble of damaged worlds“ (Haraway 2016: 150): Im Gebrauch anti-essentialistischer Theorietechniken liegt nur ein schmaler Grat zwischen der harten Arbeit am Offenhalten theoretischer Wahrnehmungskapazitäten –

und dem in neue Essentialisierungen hineinführenden Abgesang auf alles begrifflich einmal Dagewesene.

4.5 Zwischenfazit

Im Vorangegangenen ging es mir darum, im Sinne des Diskurses über ‚*Theorizing*‘ einen *technischen* Blick auf eine Gruppe von Theorieansätzen zu werfen, die sich dem zurechnen lassen, was ich anti-essentialistisches Paradigma nenne. Die zugrundeliegende These lautete dabei, dass sich Kohärenz zwischen diesen Theorien nicht auf inhaltlicher, sondern vor allem auf technischer Ebene zeigt – und dass man die Techniken verstehen muss, um auch die Theorien selbst vollauf begreifen zu können. Warum gerade im Falle der aeT die technische Ebene so relevant ist, begründet sich durch das gemeinsame *Bezugsproblem*: Das Problem nämlich, dass Theorie zwar einerseits für Erkenntnis unabdingbar ist, dass sie aber andererseits immer – unabhängig von ihrem Inhalt – dazu tendiert, zu essentialisieren, also zum Erkenntnishindernis zu werden. AeT arbeiten sich also an problematisch verfestigten bzw. sich problematisch verfestigenden Denkweisen ab, und insofern sie das tun, steht die *Subversionsfunktion* von Theorie im Vordergrund. In den aeT wird Theorie sich also selbst zum Problem: Da die Essentialisierungstendenz inhaltsunabhängig ist, muss Theoriebildung an anderer Stelle ansetzen, um sie zu unterlaufen, nämlich bei ihren technischen Mitteln. Entlang von 10 Schlüsselwerken hatte ich drei zentrale Techniken anti-essentialistischen Theoretisierens herausgearbeitet: *Dichotomie-Demontage*, *Dislokation formaler Logik*, *ontologische Amorphisierung*.

Bei allen drei Techniken spielen natürlich Begriffe – ihre Konstruktion, ihre Bewegung, ihre Anordnung – eine zentrale Rolle. Begriffe sind konstitutiv doppelgesichtig: Sie sind unverzichtbare Mittel der Erkenntnis, die bei Gebrauch stets die Gefahr produzieren, den Gegenstand zu verkennen. Diese Gefahr resultiert aus der den Begriffen inhärenten Tendenz, als *Essentialisierungsgeneratoren* zu wirken – in der Gebrauchspraxis machen sie sich nur allzu leicht epistemisch selbstständig, erlangen Substanzcharakter und blockieren damit alternative Denkmöglichkeiten. Die beschriebenen Techniken zielen nicht zuletzt darauf, diese Tendenz zu unterlaufen: Indem sie beispielsweise Begriffe entbetten, also aus einem allzu stabilen Netz der Begriffe (etwa im Zusammenspiel mit einem dichotomen Gegenbegriff) herauslösen. Indem sie regelmäßig multiple semantische Konnotationen von Begriffen als Denkressource für eine Welt mobilisieren, die als von Uneindeutigkeit und Multiplizität geprägt gedacht wird. Oder indem sie konkrete Begriffe aktiv temporalisieren, also sozusagen mit einem Ablaufdatum versehen und begriffliche Flexibilität und Neuschöpfung anleiten. Ziel ist es, Begriffe zu *subversiven Begriffen* zu transformieren: Begriffe also, die nicht nur so angelegt sind, dass sie gegebene Sichtweisen hinterfragen helfen – sondern die auch selbst einen Index des Vorbehaltlichen mit sich führen, der die Gefahr der Essentialisierung bannen soll. ‚Soll‘ steht an dieser Stelle übrigens ganz bewusst: eine Untersuchung, in der die konkrete

epistemische Wirkung dieser Art des Theoretisierens systematisch untersucht wird, steht meines Wissens noch aus.

Die spezifische Leistung von aeT noch einmal anders formuliert: Sie stellen auf einen Moment im Erkenntnisprozess scharf, der in den meisten anderen Formen der Theoriebildung eher vernachlässigt wird, nämlich den Moment der Ablösung von hergebrachten bzw. überkommenen Sichtweisen auf die Welt. Die gängigste Perspektive auf das Ablösungsproblem lautet: Hat man erst einmal eine neue, bessere Theorie gefunden, wird man die alten, nicht mehr adäquaten Ansichten ganz automatisch los – besondere Anstrengung in dieser Richtung ist also gar nicht erforderlich. AeT hingegen gehen begründet davon aus, dass Theorie dazu tendiert, sich auch weit über den Punkt ihrer Überkommenheit festzusetzen und aktiv erkenntnisverhindernd zu wirken – eine Art *Hysteresis-Effekt von Theorie*. Daher richten sie ihre Anstrengungen genau auf diesen kritischen Moment im Erkenntnisprozess: den Moment, an dem alte Sichtweisen unterlaufen werden müssen, um neuen Platz machen zu können. In einem sehr spezifischen, nicht pejorativ gemeinten Sinne könnte man vor diesem Hintergrund von einer ‚parasitären‘ Theorietechnik sprechen (vgl. Reese-Schäfer 2006: 9): Da die Erkenntniswirkung von aeT auf der Subversion als problematisch erachteter theoretischer Gehalte aufruht, zehrt sie in gewisser Weise genau von dem, gegen das sie sich richtet. So ist beispielsweise die Technik der Dichotomie-Demontage zu nicht unerheblichen Teilen auf das vorgängige Vorhandensein unhinterfragt geläufiger Dichotomien angewiesen, die dann erkenntniswirksam subvertiert werden können. Gelegentlich resultiert allerdings anti-essentialistische Enttäuschung aus dem umgekehrten Fehlschluss: Genauso wenig, wie man alte Theorie schon loswird, hat man erst einmal eine neue gefunden, stellt sich neue Theorie automatisch ein, hat man erst einmal das hergebrachte Denken unterlaufen. Wo dem nicht begegnet wird, droht die anti-essentialistische Denkweise, in naiven Empirismus umzukippen.

5. ... und ihre Grenzen

Zu Beginn dieses Aufsatzes hatte ich die Relevanz der Auseinandersetzung mit aeT vor allem vor dem Hintergrund der begrüßenswerten Wiederaufnahme des Diskurses über Theoriebildung – der unter dem Label ‚Theorizing‘ geführt wird – begründet: darin kommen anti-essentialistische Techniken der Theoriebildung nämlich praktisch nicht vor – und das, obwohl sie innerhalb der gegenwärtigen Theorie-Debatten bedeutend sind. Zwar finden sich beim Theorizing-Stichwortgeber Swedberg Bezüge etwa zu Ludwig Wittgenstein, der gerne als Vordenker anti-essentialistischer Ansätze gelesen wird: „Wittgenstein [...] warned that words and concepts in philosophy can lead you astray [...]. One solution when there exists a concept that blocks insight, Wittgenstein suggested, is simply to restate the phenomenon without using the concept” (Swedberg 2014a: 21). Doch über die Legitimation der permanenten begrifflichen Neuschöpfung aus dem empirischen Material geht die Bezugnahme nicht hinaus, eine systematische Auseinandersetzung

mit und Absicherung gegen begriffsinduzierte Tendenzen der Essentialisierung finden sich nicht. Vor diesem Hintergrund wird interessant, dass die soziologische Theorieentwicklung konkrete Techniken der Ent-Essentialisierung hervorgebracht hat. Einem allzu naiven theoretischen Umgang mit Begriffen entgegen lohnt es, sie zu kennen.

Doch die Beschäftigung mit aeT ist noch aus einem anderen Grund aktuell relevant, das hatte ich einleitend bloß angedeutet. Im Kontext nämlich der Diskussionen um das sogenannte ‚postfaktische Zeitalter‘ (Farkas/Schou 2020; Schaal et al. 2017), die Mitte bis Ende der 2010er Jahre Konjunktur hatten, war einmal mehr massive Kritik wahlweise an ‚postmodernen‘, ‚kritischen‘ oder ‚konstruktivistischen‘ Theorien laut geworden (z.B. McIntyre 2018: 123ff.; Pluckrose/Lindsay 2020) – an Theorien also, die sich stark mit dem überschneiden, was ich hier als anti-essentialistische Ansätze fasse. In verschiedenen Varianten lief jene Kritik dabei darauf hinaus, dass diese Art von Theorie auf die Infragestellung der Vorstellung objektiver Wahrheit ziele (und damit letztlich epistemisch den Boden bereite für die soziale Akzeptanz von Falschaussagen zu Machtzwecken). Ich habe hier eine etwas andere Lesart vorgeschlagen: AeT zielen nicht eigentlich auf die Beseitigung von Wahrheitsvorstellungen, sondern auf die problematisch erkenntnisverhindernden Effekte, die aus der Formulierung vermeintlich eindeutiger, objektiver Wahrheiten resultieren können und häufig resultieren. Man könnte vielleicht sagen: Skepsis gegenüber der Proklamation von Wahrheit ganz im Sinne der Wahrheitssuche. Was paradox klingt, verweist auf die vielleicht zentralste wissenschaftstheoretische Kritik an dieser Art von Theorie: nämlich ihre von entsprechenden Kritiker:innen als selbstnegierend identifizierte interne Widersprüchlichkeit. Die Gretchenfrage (z.B. Wilson 2004: 656): Wie kann eine solche Denkweise angesichts ihrer Geltungs-skepsis ihre eigene Geltung behaupten?

Nach den vorangegangenen Überlegungen zur Dislokation formaler Logik ist es wohl nicht mehr schwer, sich vorzustellen, wie Vertreter:innen von aeT grundsätzlich auf einen solchen Vorwurf reagieren würden: Wo Kritiker:innen meinen, sich der lästigen Aufgabe der Auseinandersetzung mit einer ganzen Tradition des produktiven Nachdenkens über gesellschaftliche Wirklichkeit entledigen zu können, indem sie einfach einen formalen Widerspruch konstruieren (vgl. Beregow/Brichzin 2024), tragen sie selbst zum Verkennen bei. Tatsächlich hatte ich aber meine eigene Beschäftigung mit aeT mit genau dieser Idee begonnen: gängiger Kritik entgegen deren Leistungen zu rekonstruieren, zugleich jedoch ihre Grenzen entlang praktischer Selbstwidersprüche in den Blick zu bekommen. Dafür ließen sich ganz verschiedene Ansatzpunkte finden (Brichzin 2023a: 173ff.): etwa die Tendenz zur Dichotomisierung zwischen anti-essentialistischem Denken und seinem anderen, die ein Eintreten für aeT mit sich bringt; oder die Gefahr, dass einer der abstrakten, viel genutzten, Unbestimmtheit in sich aufnehmenden Begriffe – etwa Relation oder Differenz – eben doch zum metaphysischen Gebrauch tendiert (wenn nicht gleich eine ganze *Metaphysik der Unbestimmtheit* droht). Mit am interessantesten

ten erscheint mir allerdings ein Punkt, der auf den ersten Blick vielleicht etwas unscheinbar wirkt – gerade, weil er über die *sterile Kritik qua Widerspruchskonstruktion* hinausweist: Sein zentrales Erkenntnismoment bezieht anti-essentialistisches Denken aus der historischen Situierung von Theorie, doch der eigenen historischen Situierung entgegen wird es in den Texten seiner Vertreter:innen zum allgemeinen, zum fortschrittlichen Denken an sich. Seine Qualität als Paradigma – ein spezifisches, historisch situiertes Bezugsproblem bearbeitend – wird im Rahmen anti-essentialistischen Denkens weitgehend verdeckt.

Hier trifft sich die Kritik an aeT mit meiner zweiten kritischen Anmerkung – neben der Nichtberücksichtigung anti-essentialistischer Theorietechniken – zum gegenwärtigen Theorizing-Diskurs. Denn da letzterer blind ist für die *historische Genese theoretischer Bezugsprobleme*, ließe sich aus einer Theorizing-Perspektive nichts darüber erfahren, wie der gesellschaftliche Kontext der Etablierungszeit anti-essentialistischen Denkens zwischen den 1960er und den 1980er Jahren konkret Bezugspunkt der Formierung von aeT wird. An dieser Stelle lässt sich nur allgemein vermuten: Anti-essentialistische Denker:innen verarbeiten in einer Zeit globaler Demokratisierungsbewegungen (Huntington 1991) in ihren Theorien nicht nur die Erfahrung, dass universalistische Ideen immer wieder aufs Neue Halt machen vor verschiedensten Gruppierungen. Sie versuchen zugleich Konsequenzen aus der Einsicht zu ziehen, dass solche Ausschlüsse mitunter im Namen genau solcher Ideen vollzogen werden. In diesem historischen Moment wächst damit das Bewusstsein für das problematische Eigenleben essentialisierter Ideen.

Was ist aber, wenn sich die historischen Konstellationen verändern, aus denen eine bestimmte Denkweise erwachsen ist? Anti-essentialistisches Denken und damit die Einsicht in die problematische Essentialisierungstendenz von Theorie bleibt bedeutend, aus meiner Sicht darf man hinter diese Einsicht heute nicht zurückgehen. Gleichzeitig haben sich die gesellschaftlichen Bedingungen seit der Etablierungszeit von aeT – immerhin sind schon über 40 bis 60 Jahre vergangen – deutlich gewandelt: Anstelle von Demokratisierungswellen scheinen beispielsweise derzeit demokratische Gesellschaftsordnungen weltweit prekär (Levitsky/Ziblatt 2018; Runciman 2018), und neben nach wie vor starken (wenngleich nicht eingelösten) Universalitätsansprüchen scheinen wir im digitalen Zeitalter eine Fragmentierung von Öffentlichkeit und Lebenswelten in idiosynkratische Eigenwelten zu erleben (vgl. Seeliger/Sevignani 2021). Die Kritik am fehlenden Bewusstsein für die historische Situiertheit anti-essentialistischen Denkens wird also nicht vor allem deshalb virulent, weil sie einen internen Widerspruch aufdeckt. Sondern weil sie konkret darauf verweist, dass sich mit dem gesellschaftlichen Wandel auch die Bezugsprobleme ändern können, die auf theoretische Bearbeitung harren. Eine spezifische Denkweise wie etwa die Anti-Essentialistische kann daher potentiell für die Analyse der Gegenwart an Relevanz verlieren. Vor allem aber lässt sich vermuten: Die Gegenwart bringt zentrale Bezugsprobleme hervor, die mit anti-essentialistischen Mitteln nicht adäquat bearbeitet werden können.

So spät im Text kann ich nicht mehr anbieten als einige tentative Hinweise auf mögliche bedeutende Bezugsprobleme der Gegenwart, die sich mit aeT nicht greifen lassen. Insbesondere drei Probleme erscheinen mir dabei zentral:

- Das *Faktizitätsproblem*. In der Kritik an aeT, die im Zuge der Diskussionen um das ‚postfaktische Zeitalter‘ geäußert wurde, steckt ein Körnchen Wahrheit. Zwar ‚zielen‘ diese Theorien, wie ich oben argumentiert hatte, weder auf die Abschaffung von Wahrheit noch halte ich es für sonderlich sinnvoll, ihnen die (Haupt-)Verantwortung für den gegenwärtigen Zustand der Welt zuzuschreiben. Was sich aber mit Sicherheit sagen lässt: Phänomene wie ‚Fake News‘ (im Unterschied zu ‚Real News‘; z.B. Kumkar 2022), neue Konjunkturen von Verschwörungstheorien (Butter 2021) und politischer Propaganda (Arendt 2021) entziehen sich in zentraler Hinsicht der Analyse mit aeT. Diese sind zwar sehr gut darin, herauszuarbeiten, *wie* etwas praktisch als Wahrheit konstruiert wird. Doch dass es kategorische Unterschiede zwischen diesen Konstruktionen gibt, dass mitunter in schlichtem Sinne faktisch Falsches (Brichzin 2023b) – zum Beispiel Falschangaben zu Daten, Orten, Ereignissen und Beteiligten – als wahr konstruiert wird, und dass das enorme gesellschaftliche Folgen haben kann (z.B. Arendt 2021: 21), lässt sich mit anti-essentialistischen Mitteln nicht fassen. Dabei wird das Problem in Zukunft eine noch viel grundsätzlichere Rolle spielen: Die KI-Revolution – gleichgültig ob in Text, Bild oder Ton – fordert die Entwicklung kategorischer Unterscheidungsfähigkeiten zwischen ‚echt‘ und ‚fake‘ angesichts komplex-hybrider Kulturerzeugnisse weiter heraus.
- Das *Totalitätsproblem*. Für anti-essentialistische Denker:innen ist klar: Wer gesellschaftliche Wirklichkeit als Totalität denkt – also als globalen Verursachungs- und Entwicklungszusammenhang, der aus einem Punkt heraus erklärt werden kann –, der macht sich unweigerlich auch der Essentialisierung schuldig. Ganz explizit war das oben etwa bei Derrida oder bei Butler zur Sprache gekommen. In diesem Sinne erscheinen Begriffe wie Totalität, Absolutheit und Essenz als inhärent problematische Schwesternbegriffe: Allen gemein ist die Festschreibung von Wirklichkeit an einem eindeutig bestimmbar Punkt. Doch zum einen ließe sich von anti-essentialistischem Denken selbst lernen, dass auch dem alteuropäischsten Begriff nichts an sich wesentlich Problematisches zu eigen ist, seine Wirkung also vom Gebrauch abhängt. Und zum anderen offenbart auch die anti-essentialistische Praxis gelegentlich Totalitätsbegriffe – etwa, wenn es mit ‚dem Kapitalismus‘ um einen beliebten Gegner geht (z.B. Braidotti 2014), oder, wenn mit ‚dem Anthropozän‘ ein wichtiger Bezugspunkt für die Begründung der eigenen Gegenwartsadäquanz mobilisiert wird (z.B. Haraway 2016). Wie aber umgehen mit solchen Allbegriffen? Dass sie im Rahmen anti-essentialistischen Denkens eigentlich keinen Platz haben, hatte prominent etwa Latour mit seiner Problematisierung des Begriffs ‚der Moderne‘ (Latour 1998) ausgeführt – gleichzeitig kann man durchaus argumentieren, dass sich gerade die Gegenwart immer wieder als Totalität aufdrängt (Brichzin/Kronau 2024: 188ff.): Ihr Durchwirkt-

sein von existentiellen Problemlagen – insbesondere dem Klimawandel –, die unhintergehbare globale Handlungszusammenhänge erzeugen, lässt die Theoretisierung von Totalität als Desiderat erscheinen.

- Das *Kippunkt-Problem*. Ein fundamentales Misstrauen gegenüber kategorischen Unterscheidungen – etwa eben Moderne/Vormoderne, Wahrheit/Unwahrheit – ist konstitutiv für anti-essentialistisches Denken. Die Angst, dass sich solche Unterscheidungen im epistemischen Gebrauch zu Wesensbegriffen verfestigen, ist ja auch nicht unbegründet, weshalb die Haupteckennisrichtung der aeT im Umgang mit solchen Begriffen auf ihre Auflösung zielt. Was aber, wenn sich die Gegenwart als eine Zeit beobachten lässt, die geprägt ist von drohenden Kippunkten zwischen kategorisch getrennten Zuständen – und nicht nur, was den Klimawandel betrifft? Als Politische Soziologin denke ich dabei aktuell vor allem an das vielerorts drohende Umkippen demokratischer Ordnungen ins Autoritäre, das mit drastischen gesellschaftlichen Konsequenzen einhergeht: Statt sich auf die Frage zurückzuziehen, wie etwas als demokratisch bzw. autoritär konstruiert wird, ist in Bezug auf dieses Problem der Aufbau theoretischer Unterscheidungskapazitäten gefragt.

Zum Schluss hoffe ich, dass ich mit diesem Text nicht missverstanden werde. Mit meiner Rekonstruktion konkreter, wiedererkennbarer Techniken anti-essentialistischer Theoriebildung ging es mir weder um eine Apologie dieser Form des Denkens noch um ihren Abgesang. Der mithilfe der Theorizing-Perspektive eingenommene technische Blick auf aeT sollte vielmehr eine recht nüchterne Betrachtung der spezifischen Erkenntnismittel und Erkenntnisleistungen, aber auch der spezifischen Erkenntnisgrenzen ermöglichen. Den leidenschaftlichen (und kategorischen) Stellungnahmen für oder gegen anti-essentialistische Denkweisen, wie sie im Kontext der Diskussionen zum ‚postfaktischen Zeitalter‘ wieder einmal Konjunktur hatten, möchte ich die vergleichsweise langweilige Sichtweise der Technikerin entgegensetzen: Naja, kommt eben darauf an, was man damit machen will – welches theoretische Bezugsproblem man also bearbeitet. So eröffnen sich durchaus neue Wege der Kritik: Der abschließende Hinweis auf drei aus meiner Sicht gegenwärtig vordringlich relevante Bezugsprobleme – das Faktizitätsproblem, das Totalitätsproblem und das Kippunkt-Problem –, die mit anti-essentialistischen Mitteln nicht zu greifen sind, sollte das verdeutlichen. Doch gleichgültig, für welche Denkweise sich theoretische Praktiker:innen am Ende auch entscheiden mögen: Immer sollten sie sich der Gefahr bewusst sein, dass ihre Begriffe, dass ihre Theorien ein Eigenleben entwickeln, sich also dem Erkenntnisprozess überstülpen können. Das ist etwas, das sich von der Auseinandersetzung mit anti-essentialistischem Denken lernen lässt.

Literaturverzeichnis

- Abend, Gabriel (2008): The Meaning of 'Theory'. *Sociological Theory* 26(2): 173-199.
- Alexander, Jeffrey (1987): *Twenty lectures: sociological theory since World War II*. New York: Columbia University Press.
- Anderson, Craig, Lepper, Mark & Ross, Lee (1980): Perseverance of social theories: The role of explanation in the persistence of discredited information. *Journal of Personality and Social Psychology* 39(6): 1037-1049.
- Anicker, Fabian (2020): Theoriekonstruktion durch Theorienvergleich – eine soziologische Theorietechnik. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 72(4): 567-596.
- Arendt, Hannah (2021): *Wahrheit und Lüge in der Politik. Zwei Essays*. 6. Aufl. München: Piper.
- Benhabib, Seyla (1995): Feminismus und Postmoderne. Ein prekäres Bündnis, in: Seyla Benhabib, Judith Butler, Drucilla Cornell & Nancy Fraser (Hrsg.), *Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart*. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Verlag. S. 9-30.
- Bennington, Geoffrey (1998): Derrida, in: Simon Critchley & William Schroeder (Hrsg.), *A companion to continental philosophy*. Oxford: Blackwell. S. 549-558.
- Beregow, Elena (2021): Theorieatmosphären. Soziologische Denkstile als affektive Praxis. *Berliner Journal für Soziologie* 31(2): 189-217.
- Beregow, Elena & Brichzin, Jenni (2024): Durch Widersprüche hindurchdenken. Über Figuren des Gegensätzlichen und die epistemische Praxis ihres Diagnostizierens. *Zeitschrift für Theoretische Soziologie* 13(2): 237-259.
- Berger, Peter & Luckmann, Thomas (2018): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Bergmann, Gustav (1992): Logical Positivism, language, and the reconstruction of Metaphysics, in: Richard Rorty (Hrsg.), *The linguistic turn. Essays in philosophical method*. London: The University of Chicago Press. S. 63-71.
- Braidotti, Rosi (2014): *Posthumanismus. Leben jenseits des Menschen*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Brichzin, Jenni (2023a): Jede Theorieentscheidung hat ihren Preis. Ein Versuch über die Grenzen anti-essenzialistischen Denkens am Beispiel Rosi Braidotti, in: Torsten Cress, Oliwia Murawska & Annika Schlitte (Hrsg.), *Posthuman? Neue Perspektiven auf Natur/Kultur*. Paderborn: Brill/Fink. S. 163-180.
- Brichzin, Jenni (2023b): Wahrheit und Demokratie. Politische Epistemologie im Anschluss an Hannah Arendt. *Behemoth* 16(2): 26-38.
- Brichzin, Jenni & Kronau, Felix (2024): Essentialismus revisited? *Leviathan* 52(2): 168-204.
- Butler, Judith (2021): *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Butter, Michael (2021): „Nichts ist, wie es scheint“. *Über Verschwörungstheorien*. 5. Auflage. Berlin: Suhrkamp.
- Büttner, Sebastian (2024): Was heißt Theoretisieren? Zur Vielfalt von Theoriearbeit in der Soziologie, in: Fabian Anicker & André Armbruster (Hrsg.), *Die Praxis soziologischer Theoriebildung*. Wiesbaden: Springer VS. S. 45-72.
- DeLanda, Manuel (2002): *Intensive science and virtual philosophy*. London: Bloomsbury Academic.
- Deleuze, Gilles & Guattari, Félix (1977): *Rhizom*. Berlin: Merve.
- Derrida, Jacques (1974): *Grammatologie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

- Derrida, Jacques (2016): *Die Schrift und die Differenz*. 12. Auflage. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Emirbayer, Mustafa (1997): Manifesto for a Relational Sociology. *American Journal of Sociology* 103(2): 281-317.
- Emirbayer, Mustafa & Goodwin, Jeff (1994): Network Analysis, Culture, and the Problem of Agency. *American Journal of Sociology* 99(6): 1411-1454.
- Emirbayer, Mustafa & Mische, Ann (1998): What Is Agency? *American Journal of Sociology* 103(4): 962-1023.
- Farkas, Johan & Schou, Jannick (2020): *Post-truth, fake news and democracy. Mapping the politics of falsehood*. New York: Routledge.
- Farzin, Sina, Guggenheim, Michael & Krause, Monika (2024): The elements of theorizing (Special Issue). *Distinktion: Journal of Social Theory* 25(2): 135-144.
- Fiske, Susan & Taylor, Shelley (2013): *Social cognition: from brains to culture*. London: Sage.
- Foucault, Michel (2008): Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften, in: Ders. (Hrsg.), *Die Hauptwerke*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. S. 7-470.
- Foucault, Michel (2009): Die Archäologie der Wissenschaften. Antwort auf den Cercle d'épistémologie, in: Daniel Defert & Michel Foucault (Hrsg.), *Geometrie des Verfahrens*. Schriften zur Methode. 1. Auflage. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. S. 69-111.
- Fuhse, Jan & Mützel, Sophie (2010): *Relationale Soziologie. Zur kulturellen Wende der Netzwerkforschung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Gertenbach, Lars (2015): *Entgrenzungen der Soziologie. Bruno Latour und der Konstruktivismus*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Gertenbach, Lars (2019): Postkonstruktivismus in der Kulturosoziologie, in: Stephan Moebius, Frithjof Nungesser & Katharina Scherke (Hrsg.), *Handbuch Kulturosoziologie. Band 1: Begriffe – Kontexte – Perspektiven – Autor_innen*. Wiesbaden: Springer VS. S. 53-76.
- Göbel, Andreas (2000): *Theoriegenese als Problemgenese. Eine problemgeschichtliche Rekonstruktion der soziologischen Systemtheorie Niklas Luhmanns*. Konstanz: UVK.
- Haag, Christine (2003): *Flucht ins Unbestimmte. Das Unbehagen der feministischen Wissenschaften an der Kategorie*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Haraway, Donna (2016): *Staying with the trouble. Making kin in the Chthulucene*. Durham: Duke University Press.
- Haslam, Nick & Rothschild, Louis (2000): Essentialist beliefs about social categories. *British Journal of Social Psychology* 39: 113-127.
- Henry, Paget (1995): Sociology: after the Linguistic and Multicultural Turns. *Sociological Forum* 10(4): 633-651.
- Hondrich, Karl Otto & Matthes, Joachim (1978): *Theorienvergleich in den Sozialwissenschaften*. Neuwied: Luchterhand.
- Hoppe, Katharina (2024): Dependency denial in crisis: Revisiting feminist critiques of dualism. *European Journal of Social Theory* 28(1): 68-84.
- Hoppe, Katharina & Lipp, Benjamin (2017): Neue Materialismen. *Behemoth* 10(1).
- Horkheimer, Max (1992): *Traditionelle und kritische Theorie. Fünf Aufsätze*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Huntington, Samuel (1991): *The third wave: democratization in the late twentieth century*. Norman: University of Oklahoma Press.

- Kraus, Björn (2018): Konstruktivismus (Human- und Sozialwissenschaften). Online unter: <https://www.socialnet.de/lexikon/Konstruktivismus-Human-und-Sozialwissenschaften>, zuletzt geprüft am 4.1.2025.
- Kuhn, Thomas (1962): *The structure of scientific revolutions*. Chicago: Chicago University Press.
- Kumkar, Nils-Christian (2022): *Alternative Fakten. Zur Praxis der kommunikativen Erkenntnisverweigerung*. Berlin: Suhrkamp.
- Kunda, Ziva (1990): The case for motivated reasoning. *Psychological Bulletin* 108(3): 480-498.
- Laclau, Ernesto & Mouffe, Chantal (2001): *Hegemony and Socialist Strategy. Towards a Radical Democratic Politics*. London: Verso.
- Latour, Bruno (1998): *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Latour, Bruno (2010): *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Lehmann, Niels (2004): On different uses of difference: post-ontological thought in Derrida, Deleuze, Luhmann, and Rorty. *Cybernetics & Human Knowing* 11: 56-80.
- Levitsky, Steven & Ziblatt, David (2018): *How democracies die*. New York: Crown.
- Luhmann, Niklas (1969): Die Praxis der Theorie. *Soziale Welt* 20(2): 129-144.
- Luhmann, Niklas (1987): *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1998): *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Lyotard, Jean-Francois (1979): *Apathie in der Theorie*. Berlin: Merve.
- Mathews, Freya (2017): The dilemma of dualism, in: Sherilyn MacGregor (Hrsg.), *Routledge Handbook of Gender and Environment*. London: Routledge. S. 54-70.
- McIntyre, Lee C. (2018): *Post-truth*. Cambridge, London: The MIT Press.
- Medin, Douglas & Ortony, Andrew (1989): Psychological Essentialism, in: Stella Vosniadou & Andrew Ortony (Hrsg.), *Similarity and analogical reasoning*. New York: Cambridge University Press. S. 179-195.
- Mukerji, Chandra (2015): The Material Turn, in: *Emerging Trends in the Social and Behavioral Sciences*. Hoboken: John Wiley & Sons.
- Pluckrose, Helen & Lindsay, James (2020): *Cynical Theories. How activist scholarship made everything about race, gender, and identity – and why this harms everybody*. Durham: Pitchstone Publishing.
- Reese-Schäfer, Walter (2006): *Richard Rorty zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- Rorty, Richard (1980): Pragmatism, Relativism, and Irrationalism. *Proceedings and Addresses of the American Philosophical Association* 53(6): 719-738.
- Rorty, Richard (1989): *Kontingenz, Ironie und Solidarität*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Rorty, Richard (1992): *The linguistic turn. Essays in philosophical method*. London: The University of Chicago Press.
- Rorty, Richard (1994): *Hoffnung statt Erkenntnis. Eine Einführung in die pragmatische Philosophie*. Wien: Passagen-Verlag.
- Runciman, David (2018): *How democracy ends*. London: Profile Books.
- Schaal, Gary; Fleuß, Dannica; Dumm, Sebastian (2017): Die Wahrheit über Postfaktizität. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 67(44/45): 31-38.

- Schatzki, Theodore (1996): *Social Practices. A Wittgensteinian Approach to Human Activity and the Social*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Schmitz, Sigrid (2006): Entweder – Oder? Zum Umgang mit binären Kategorien, in: Smilla Ebling & Sigrid Schmitz (Hrsg.), *Geschlechterforschung und Naturwissenschaften. Einführung in ein komplexes Wechselspiel*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 331-346.
- Schüle, Johann August (2017): Multiparadigmatik – eine gefährliche Krankheit? *Zeitschrift für Theoretische Soziologie* 6(2): 189-215.
- Seeliger, Martin; Sevignani, Sebastian (Hrsg.) (2021): *Ein neuer Strukturwandel der Öffentlichkeit?* Leviathan Sonderband 37. Baden-Baden: Nomos.
- Spiegel, Gabrielle (2009): The task of the historian. *American Historical Review*: 1-15.
- Srowig, Regina (2008): Essentialismus, in: Peter Precht & Franz-Peter Burkhard (Hrsg.), *Metzler Lexikon Philosophie*. Stuttgart: J.B. Metzler. S. 163.
- Stanley, Liz (2012): *Feminist Praxis (RLE Feminist Theory). Research, Theory and Epistemology in Feminist Sociology*. Hoboken: Taylor and Francis.
- Surkis, Judith (2012): When was the linguistic turn? A Genealogy. *The American Historical Review* 117(3): 700-722.
- Swedberg, Richard (2014a): From Theory to Theorizing, in: Ders. (Hrsg.), *Theorizing in Social Science: the context of discovery*. Stanford: Stanford University Press: 1-28.
- Swedberg, Richard (2014b): *Theorizing in Social Science: the context of discovery*. Stanford: Stanford University Press.
- Tajfel, Henri, Billig, Michael, Bundy, Robert & Flament, Claude (1971): Social categorization and intergroup behavior. *European Journal of Social Psychology* 1(2): 149-178.
- Villa, Paula-Irene & Hark, Sabine (2015): *Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen*. Bielefeld: transcript.
- Wagner, Gerhard & Zipprian, Heinz (1992): Identität oder Differenz? Bemerkungen zu einer Aporie in Niklas Luhmanns Theorie selbstreferentieller Systeme. *Zeitschrift für Soziologie* 21(6): 394-405.
- Wilson, Susan (2004): Postmodernism and the Enlightenment, in: Martin Fitzpatrick, Peter Jones, Christa Knellwolf & Iain McCalman (Hrsg.), *The Enlightenment World*. London: Routledge. S. 648-659.